



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

56

Hindendorff Kalender



1919.

General Library System
University of
728 State S
Madison, W
U.S.A.

Gichendorff-Kalender 1919.

Buchdruck von Hans Röhmer.



Joseph Freiherr von Eichendorff
im Jahre 1800

Giechendorff- Kalender

für das Jahr
1919.

Ein romantisches Jahrbuch.

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Rosch.

Mit mehreren Bildtafeln, darunter Vierfarbenbruden und Notenbeilagen

Zehnter



Jahrgang.

München * Verlag Darcus & Co.

PT
1856
.Z5
E5

1919

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

Zehn Jahre Eichendorff-Kalender.

Mit dem vorliegenden Jahrgang erscheint unser Kalender zum zehntenmal. In der denkbar ungünstigsten Zeit entstanden, von den stolzen Ästheten vor dem Krieg unbeachtet oder verspottet, von den zahlunkundigen Erfolgambetern frühzeitigen Todesprophezeiungen ausgesetzt, von den neunmalweisen Stubengelehrten mangelnder Wissenschaftlichkeit bezichtigt, schien er in der Tat kaum entwicklungsfähig. Manchmal wandelte mich selbst der Miskmut an und mehr als einmal wollte ich dem grünen Boten, der seit dem zweiten Jahrgang (1911) den Untertitel „Ein romantisches Jahrbuch“ führte, den Abschied geben. Allein die hingebungsvolle Treue meiner Mitarbeiter — wir arbeiteten damals ohne jegliches Honorar — und die Opferwilligkeit des Verlegers Joseph Habel in Regensburg, der ihn trotz der Ungunst der Verhältnisse weiter erscheinen ließ, hielt mich immer wieder an ihm fest.

1913, anlässlich der 125. Wiederkehr von Eichendorffs Geburtstag, gründeten ein paar für den Dichter begeisterte oberschlesische Romantiker eine „Deutsche Eichendorff-Gesellschaft“. Gern stellte ich ihr sofort mein Jahrbuch zur Verfügung, einen Aufschwung dieses bescheidenen Unternehmens erwartend. Die Hoffnung trog. Wohl sammelten sich im Lauf der Zeit ungefähr dreihundert Getreue um das Banner des Gleiwitzer Vereins, allein die Anteilnahme weiterer Kreise im deutschen Volke wußte er nicht zu erwecken, und dem Kalender drohte abermals der Untergang. Dünn und schwächling zog er 1914 ins Feld. Zudem wurde er durch das Ableben meiner unvergeßlichen Mitarbeiterin Marie Speyer einer großen inneren Stütze beraubt. Diesmal war es die Kritik, die ihm den Rücken steifte und zu nochmaligem Ausharren ermunterte. So schrieb der Leipziger Universitätsprofessor

Georg Wittowski in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ März 1916: „Seit an dieser Stelle der fünfte Jahrgang dieses Almanachs rühmend angezeigt wurde, ist er zweimal erschienen, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz. Es darf als Zeichen eines Verdienstes um die deutsche Sache gelten, wenn es auch nicht auf dem Schlachtfeld errungen wurde. Denn jeder, der in den zwei Kriegsjahren, die nun bald hinter uns liegen werden, sich um die Wahrung geistiger Güter mit Eifer und Erfolg bewährt hat, zählt zu denen, die vor der Welt und für uns selbst zur Stärkung des Deutschtums beigetragen haben, mag auch das Geleistete neben den Großtaten kriegerischer Art winzig erscheinen.“ Das weitere Lob, das meiner „Romantischen Jahresrundschau“ gespendet wird, muß ich unterdrücken, da es mich tief beschämt.

Und so blieb ich bei der Stange, und meine Freunde und Helfer blieben es auch, bis endlich im gesegneten Herbst des ruhmreichen Jahres 1917 die Geburtsstunde der glänzend wiedererwachten Romantik schlug. Für den 7. September lud ich Verehrer der Blauen Blume zu einer beratenden Versammlung ins Jagdzimmer des Münchener „Augustinerbräus“ ein. Ungefähr dreißig folgten dem Rufe. Und bald hernach flatterte nachstehender programmatischer Appell hinaus in die Welt:

„Inmitten der größten nationalen Bedrängnis schreitet das neue Geschlecht zu einer kulturellen Tat. Das vierte Jahr des blutigsten aller Kriege läßt an der Isar einen stillfriedlichen Heimgarten romantischer Schönheit erblühen, nach dem die Welt eine heiße Sehnsucht längst im Herzen trägt. An dem Lebenswerk Eichendorffs und seiner romantischen Genossen entzündet sich eine Bewegung in allen Landen, soweit die deutsche Zunge klingt. Unter dem Namen ‚Eichendorff-Bund‘ wirbt sie um den Zustrom des gesamten Volkes.

Der ‚Eichendorff-Bund‘ mit seinem Hauptsitz München will in klarer Erkenntnis der Lebenswirklichkeiten, weit

entfernt von spielerischem Tändeln mit phantastisch zugestukten Erbstücken einer falsch verstandenen guten alten Zeit, kulturell dort anknüpfen, wo die deutsche Kultur ihren Gipfel erklommen hat, bei der Romantik. An dem glänzenden politischen und wirtschaftlichen Aufstieg des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten gemessen, blieb die literarische und künstlerische Entwicklung weit zurück. Wie bei allen Völkern des Erdballs, so litt vielfach auch bei den Deutschen seit ihrem Eintritt in das verfassungsmäßige öffentliche Leben das schöpferische Element der Kultur wesentlich. An die Stelle der großen Dichter und Künstler traten immer sichtbarer die großen Politiker. Phantasie und Gemüt wichen dem nüchternen Verstand. Eine zerkende und unfruchtbare Kritik erhob immer kühner ihr Haupt. Die breitesten Schichten des Volkes wieder erblickten ihr einziges Heil im äußerlichen Wohlergehen, in gieriger Jagd nach materiellem Erwerb und Genuß. Die stillen Kräfte der Seele verkümmerten. Die moderne Kultur um die Jahrhundertwende wurde zu einem Zerrbild ihrer selbst.

Der neue ‚Eichendorff-Bund‘ verfolgt keinen parteipolitischen Zweck, er umfaßt Anhänger aus verschiedenen Lagern; was ihn aber in seinen Empfindungen und Zielen kulturell einigt, ist die romantische Weltanschauung, die Lebensauffassung der Romantiker von Novalis und den Brüdern Grimm bis Eichendorff.

Der ‚Eichendorff-Bund‘ sucht in treuem Festhalten der kulturellen Vergangenheit diese für Gegenwart und Zukunft fruchtbar zu gestalten; er hält es mit Eichendorff: „Das rechte Alte ist ewig neu, und das rechte Neue bricht sich doch Bahn über alle Berge.“

‚Krieg den Philistern!‘, lautet ein fröhlicher Kampfruf Eichendorffs. Der ‚Eichendorff-Bund‘ weiß ihn zu deuten. Um das walbgrüne Panier des letzten Ritters der Romantik sammelt er alle, die mit einem zukunftsfreudigen Geist und

einem jugendfrischen Gemüt begabt, dem Sturm der Zeiten zu trotzen imstande sind.“

Bereits zu Neujahr 1918 zählte der unter dem Vorsitz des Freiherrn Erwein von Aretin gebildete Bund über tausend, zu Ostern desselben Jahres über zweitausend Mitglieder. Täglich laufen weitere Anmeldungen ein, so daß der „Eichendorff-Bund“ die größte kulturelle Vereinigung des deutschen Volkes darstellt, die während des Krieges ins Leben getreten ist. Dieser glänzende Aufschwung des romantischen Geistes veranlaßte mich, um ein häufigeres Erscheinen der Bundeszeitschrift „Der Wächter“ zu ermöglichen, den „Eichendorff-Kalender“ fortan wieder selbständig herauszugeben.

Der elfte Jahrgang soll ein genaues Personen-, Orts- und Literaturverzeichnis des Haupttextes enthalten, soweit er in den bisherigen zehn Jahrgängen vorliegt, von denen einzelne im Buchhandel bereits vergriffen sind und wohl zu den bibliophilen Seltenheiten gehören. Früher hat die Auflage 500 bis 1000 Stück betragen, die des zehnten Jahrgangs zählt 5000. Auch diese Zahlen bedeuten Zeichen der Zeit!

Manche meiner lieben Freunde und Mitarbeiter von ehedem deckt der grüne Rasen, ihnen muß ich meinen herzlichsten Dank in die Ewigkeit nachsenden. Marie Speyer, der ihre Schülerin und Freundin Annie Herzog im vorliegenden Kalender („Fräulein Doktor“) ein schönes Gedentblatt widmet, Joseph Viktor Widmann, Gustav Falke, Emil Prinz von Schönau-Carolath, einer um den andern ist dahingegangen. Andere aber von der alten Garde wandeln noch im Lichte jugendfeurig und schaffensfroh, Dichter, Gelehrte und Künstler. Ich blättere die alten Jahrgänge durch und finde da Namen wie Richard Schaulal, Alfons Nowak, Richard von Kralik, Max Koch, Paul Keller, Rudolf Holzer, Ewald Reinhard (diesen immer wieder), Elias Zolkiewer, Matthäus Schießl und viele andere, die alle in den Mitgliederlisten

des neuen „Eichendorff-Bundes“ prangen. Dank ihnen, vor allem aber auch dem allzeit hilfsbereiten Eckart dieses Jahrbuchs Karl Freiherrn von Eichendorff, dem Enkel des Dichters, und dem weitsichtigen, zielbewußten und tatkräftigen Direktor unseres neuen Verlags Eugen Sibler.

Zulezt, aber nicht an letzter Stelle, drücke ich Dir, mein lieber Hans von Hammerstein dankbar die Hand. Nie werde ich die Stunde vergessen, da mir an einem Spätherbstmorgen des für mich bedeutungsvollen Jahres 1910 in der Veterinärstraße zu München Deine „Blaue Blume“ zugeflogen kam. Mit dem wunderbaren Märchen bist Du zum ersten Male vor ein größeres Publikum getreten, hunderte von Herzen im Sturm erobernd. Und so schenkte der „Eichendorff-Kalender“ der deutschen Literatur einen bedeutenden Dichter.

Diese Tatsache bildet ein schönes, wenn nicht das schönste Blatt in dem schlichten Kranz der Erinnerung, der mit bunten Bändern festlich geschmückt von den Zinnen unserer romantischen Gralsburg die Ritter und Reifigen der Blauen Blume zur Einklehr läßt.

M ü n c h e n , im Donnemond 1918.

Wilhelm Rosch.

Das Erkenntnisziel der Dichtkunst

Nach den Anschauungen Friedrich Schlegels in seiner frühromantischen Zeit / Von Richard Volpers

Es ist nur zu klar, daß auch der immer bewegliche Geist des jungen Friedrich Schlegel von der Größe der Kantischen Gedanken gewaltig gefaßt wurde: Kants Lehre, so schreibt er seinem Bruder, sei die einzige, von der er noch viel zu lernen hoffe.¹⁾

In demselben Briefe, in dem er jenen Gedanken ausspricht, geht er dann den Kantischen Begriffen des Schönen und Erhabenen, des Rührenden, Vollkommenen und Wahren nach. Und der junge Schlegel deutet die Begriffe, sich selber faßbarer, ins Psychologische um und sagt: „Was aber die Begriffe betrifft, so ist das vielleicht, wenn man alles Überflüssige absondert, nur die Frage von den Grundtrieben der Seele.“²⁾

Drei Grundtriebe nennt er, den nach Vielheit, den nach Einheit, den nach Allheit. Die drei Triebe bestimmen, davon ist er überzeugt, den Wert des Menschen; sie sind sein Dasein. Und daß der Mensch den Gott in seinem Innern nicht verleugne, und daß auch sein Werk nicht dieses Zieles entbehre: dieses Streben nennt er seine Sittlichkeit. Was ihm aber Gott hier soll, liegt in den Worten: „Was wir in den Werken, Handlungen und Kunstwerken Seele heißen (im Gedichte nenne ich's gern Herz), im Menschen Geist und sittliche Würde, in der Schöpfung Gott — lebendigster Zusammenhang — das ist in Begriffen System — die große Verborgene, die ewige Natur, oder die Wahrheit“.

Und er fährt fort: „Aber denke Dir alle menschlichen

¹⁾ Walzel, Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm (Berlin 1890), S. 123.

²⁾ Ebenda, S. 124.

Gedanken als ein Ganzes, so leuchtet ein, daß die Wahrheit, die vollendete Einheit, das notwendige, obſchon nie erreichbare Ziel alles Denkens iſt“.¹⁾

Ein anderes Mal aber heißt es: „Denn was iſt Vernunft als Vermögen der Ideale? Was ich vorhin Allheit nannte? und was iſt Ideal als Vernunftsbegriff? — Vernunft iſt ja nicht nur ein Teil des Vorſtellungsvermögens, ſondern auch ein Grundtrieb, der nach dem Ewigen“.²⁾

Der Trieb nach Einheit, Vielheit, Allheit, drei Grundtriebe — ſagen wir da lieber: drei Wege eines Grundtriebes. Der romantiſche Menſch erfaßt das Ich und das Nicht-Ich, das Sein und das Nicht-Sein in ihrem Gegenſatz überbrückt durch die Allheit, die Gottheit. „Der Trieb nach Vielheit, Einheit, Allheit oder in Deiner Sprache Leben, Kraft, Gott“³⁾ iſt die Kraftäußerung des Lebens, die auf die Allheit als ihr Ziel geht. Das Sein erweitern, das Nichtſein in Beſitz nehmen, das iſt Erkennen, zugleich alſo Trieberfüllung, Luſt.

Erkennen heißt Genießen.⁴⁾ Darum wird es auch getragen von Begeiſterung. „Begeiſterung iſt die Mutter des Ideals und der Begriff ſein Vater“.⁵⁾ Erkennen in dieſem Sinne heißt ihm ſittlich handeln.

Es war im Spätfommer des Jahres 1793, als Friedrich Schlegel im Anſchluß an Kant jenen tiefwühlenden Gedanken- gängen nachhing. Wir zitierten und zogen Folgerungen aus Briefen, die er am 28. Auguſt und 11. Oktober 1893 an ſeinen Bruder richtete.

Das Ergebnis iſt:

1. Das All-Eine in der Vielheit: Gott, Natur — die

¹⁾ Waſzel, Briefe, S. 111.

²⁾ Ebenda, S. 126.

³⁾ Ebenda, S. 111.

⁴⁾ Man vergl. Friedrich Nietſches Aphoriſmus „Die Luſt am Erkennen“. Nietſches Werke. Taſchenausgabe Bb. 3, S. 236, 237.

⁵⁾ Waſzel, Briefe, S. 111.

Wahrheit sind notwendiges Ziel des Denkens, eine Forderung der Vernunft, die dieses Ideal aus sich erzeugt.

2. Sie sind das namenlose, nie erreichbare Ziel des Denkens, unserer Erkenntnis.
3. Wir sagen besser: unseres Strebens nach Erkennen, und dies Streben nach Erkenntnis ist Grundtrieb des Menschen.

Es ist richtig, die Entwicklung der frühromantischen Doktrin liegt, worauf auch Joachimi hinweist, in den Gedanken des 20 jährigen Friedrich Schlegel enthalten.¹⁾ Seine Anschauungen etwa um 1800 sind in der Tat fast nur deren Um- und Ausdeutungen.

Es war aber notwendig, jene Grundanschauungen der frühromantischen Doktrin einmal kurz zu entwickeln. Denn daraus wird sich ohne weiteres ergeben, was nun die Aufgabe ist, welche die Frühromantik, also insbesondere Friedrich Schlegel, der Dichtkunst zuweist.

I.

Kant fand den letzten Urgrund der Dinge in einem dogmatischen mystischen „Ding an sich“. Damit konnte sich Friedrich Schlegel nicht begnügen. „Die gesunde Wißbegierde wünscht“, sagt er so recht bezeichnend in seiner Lucinde, „ihren Gegenstand ganz zu fassen, bis in sein Innerstes zu durchdringen und zu zerbeißen.“²⁾

Freilich der Konsequenz des Kantschen Gedankenganges vermag er sich nicht zu entziehen. Aber seine Folgerung lautet sogleich: Dann vollendet die Kunst, was die Philosophie begonnen. Poesie ist die Krönung der Erkenntnis.

¹⁾ Joachimi, M., Die Weltanschauung der Romantik (Jena 1908).

²⁾ Friedrich Schlegel, Lucinde (Reclam-Ausgabe), S. 13.

„Wo die Philosophie aufhört, muß die Poesie anfangen“.¹⁾ Das ist das vorläufige Endergebnis seiner philosophischen Erkenntnis. Ganz in gleichem Sinne führt Novalis aus: „Die Philosophie lehrt uns den Wert der Poesie kennen. Philosophie ist die Theorie der Poesie. Sie zeigt uns, daß sie eins und alles ist.“²⁾

So kam der Romantiker zur Bewertung der Kunst als des Mittels zur Erfassung dessen, vor dem der kritische Verstand halt machte. Aber mit dieser Erkenntnis gibt er nicht den Verstand auf und wirft sich etwa in die Arme einer kritikalosen Phantasie. Der Verstand soll abstrahierend und systematisierend auch jetzt noch die Poesie begleiten. Philosophie und Poesie sollen vereint den Weg gehen, sich in ihren Zwecken gegenseitig ergänzend. „Was sich tun läßt, so lange Poesie und Philosophie getrennt sind, ist getan und vollendet, also ist die Zeit nun da, beide zu vereinigen“.³⁾ Denn „auch den universellsten, vollendetsten Werken der isolierten Poesie und Philosophie scheint die letzte Synthese zu fehlen, dicht am Ziel der Harmonie bleiben sie unvollendet stehen“.⁴⁾

Auch nach Kant gibt das ästhetische Verhalten ein Wissen von den betrachteten Dingen und zwar vielleicht das reinste. Friedrich Schlegel und die Romantiker machen daraus eine Forderung, eine Tendenz des Kunstwerkes. Und was nach Kant zwecklos, absichtslos im Kunstwerke erreicht werden sollte, das wird nun Zweck, Absichtlichkeit, Tendenz.

Und diese Tendenz ist nach Friedrich Schlegel schon herrschend in der Poesie, wie er sie vorfindet. Die ganze Geschichte der modernen Poesie ist ihm ein fortlaufender Kommentar zu dem kurzen Text der Philosophie: „Alle Kunst

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel 1794–1802, Seine prosaischen Jugendschriften (Wien 1882), Bd. II, Ideen 48.

²⁾ Novalis, Fragmente.

³⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Ideen 108.

⁴⁾ Ebenda, Athendäumsfragment 451.

soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden. Poesie und Philosophie sollen vereinigt sein“.¹⁾

Auch Novalis behauptet, der Poet verstehe die Natur besser als der wissenschaftliche Kopf, und auch er sagt: „Die vollendete Form der Wissenschaften muß Poesie sein“. Ja, er nennt die Philosophie selbst ein Poem des Verstandes, weil darin Verstand und Einbildungskraft sich einen. Und wiederum meint Friedrich Schlegel, die Kunst solle die Gedanken der Philosophie, ihre metaphysischen Welten mit ein paar Federstrichen festbannen. Wer das nicht könne, für den werde die Philosophie nie Kunst, also auch nie Wissenschaft werden.“²⁾

Was meint aber Friedrich Schlegel, wenn er in dieser Weise von Poesie spricht? Was bedeutet sie ihm?

Die Frage wäre zunächst zu beantworten. Er nennt Poesie schlechtthin auch den Geist der Poesie. Er spricht hier also in dem Sinne von Poesie, wie auch wir wohl von Poesie sprechen, die sich überall regt, aus deren Dasein allein der Dichter das Kunstwerk zu schaffen vermag, dem wir gewöhnlich das Wort „Poesie“ beizulegen pflegen. Wir verstehen jetzt, daß Friedrich Schlegel in seinen „Ideen“ sobald schon unter dem Einflusse Schleiermachers die Poesie in diesem allgemeinen Sinne gleichsetzte mit der Religion. Zu deren Entdeckung, sagt er da, biete die Philosophie das Werkzeug, sie rede aber in Poesie.³⁾

Das Leben und die Kraft der Poesie besteht dann darin, „daß sie aus sich herausgeht, ein Stück von der Religion losreißt und dann in sich zurückkehrt, indem sie es sich aneignet“.⁴⁾ Philosophie und Poesie sind danach, je nachdem man es nimmt, verschiedene Sphären, verschiedene Formen, oder auch die

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bb. II, Pyzeumsfragment 115.

²⁾ Ebenda, Athenäumsfragment 302.

³⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bb. II, Ideen 34.

⁴⁾ Ebenda, Ideen 25.

Faktoren der Religion. „Denn versucht es nur, beide wirklich zu verbinden und ihr werdet nichts anderes erhalten als Religion“.¹)

Aber „ohne Poesie wird die Religion dunkel, falsch und bössartig, ohne Philosophie ausschweifend in aller Unzucht und wollüstig bis zur Selbstentmannung“.²) Während Philosophie die Religion also in Schranken hält, ist die Poesie die Offenbarerin der Religion. Freilich nur der verwandte Geist entfliegelt das Zauberbuch der Kunst.³) Ein Lyzeumsfragment aber sagt bereits, daß der Sinn und die Begeisterung und der Trieb den Künstler machen.⁴)

Am deutlichsten ist der Erkenntniszweck der Poesie oder sagen wir lieber gleich das Didaktische der romantischen Poesie im Sinne Friedrich Schlegels ausgesprochen in den „Gesprächen über Poesie“, in ihrer ursprünglichen Fassung. Ludoviko hat soeben seine Rede über die Mythologie beendet, und es entwickelt sich im Anschluß daran ein Gespräch, in dem jeder der Zuhörer sich bemüht, zu sagen, was er zu jener Rede noch Wertvolles erläutert, hervorgehoben oder ergänzt wissen möchte. Und Marcus meint: „Ich sehe nun ein, wie dies räthelhafte Zwitterwesen und wahre Kreuz aller bisherigen Einteilungen, nämlich die didaktische Poesie notwendig zur Poesie gehört. Denn unstreitig ist das Wesen der Poesie eben diese höhere Ansicht der Dinge, sowohl des Menschen als der äußeren Natur. Es ist begreiflich, daß es vorteilhaft sein kann, auch diesen wesentlichen Teil des Ganzen in der Ausbildung zu isolieren“. Antonio aber antwortete ihm, und in der Antwort lesen wir Friedrich Schlegels Erläuterung: „Ich kann die didaktische Gattung nicht für eine eigentliche Gattung gelten lassen, so wenig wie die romantische. J e d e s

¹) Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Ideen 46.

²) Ebenda, Ideen 149.

³) Ebenda, Ideen 148.

⁴) Ebenda, Lyzeumsfragment 63.

Gedicht soll eigentlich romantisch, und jedes soll didaktisch sein“.)

Wir stellen hier also mit Rudolf Haym die Gleichsetzung des Romantischen mit dem Didaktischen fest. — Und diese Gleichsetzung entspricht nun nicht etwa einer Augenblicksstimmung, sondern sie ist als konsequenter Endgedanke der romantischen Doktrin zu fassen.

A. W. Schlegel bewegt sich in den Berliner Vorlesungen in den gleichen Gedankengängen wie sein Bruder. Auch von ihm wird die romantische Poesie deduziert, wie es Haym ausdrückt „als das, was sie wirklich war, als eine in höchster Potenz gelehrte Poesie, die obenein das volle Bewußtsein davon hatte“.) Aber darüber wäre ja von uns noch zu sprechen.

Bereits in seinem ersten Werke „Die Griechen und die Römer“, dessen erster Teil „Über das Studium der Griechischen Poesie“²⁾ handelt, hat Friedrich Schlegel sein Verhältnis zur Poesie dargelegt. Damals freilich war er noch nicht der Frühromantiker.

Aber dennoch sind auch jene Ausführungen für uns von Wichtigkeit. Zunächst, um noch einmal darauf hinzuweisen, was Friedrich Schlegel unter didaktischer Poesie verstand. Dann aber, um den Zusammenhang mit den Gedankengängen des jungen Schlegel aufzuzeigen und die ganze frühromantische Auffassung von der Aufgabe der Poesie in ihrer Herkunft zu beleuchten.

In seiner Frühzeit, da er die Studien über das klassische Altertum niederschrieb, stand Friedrich Schlegel im Banne des Objektiven und sah im Griechentum und in der griechischen Poesie das Vorbild. Wir brauchen aber, um es gleich zu

1) Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, S. 338 ff.

2) Haym, Die romantische Schule (Berlin 1906), S. 820 ff.

3) Minor, Friedrich Schlegel, Bd. I, S. 85 ff.

sagen, oft nur die Wertungen zu entfernen, und wir haben dann doch schon in jenen Studien eine folgerichtige Darlegung, in der die frühromantische Lehre von der Aufgabe der Poesie vorweggenommen ist.

Als das Ziel aller darstellenden Kunst bezeichnete Friedrich Schlegel in den griechischen Studien noch das Gute, das Schöne und das Wahre. Es gibt: „drei wesentlich verschiedene Klassen von Künstlern“, so sagte er, „je nachdem ihr Ziel das Gute, das Schöne oder das Wahre ist“.

Das Schöne erklärte Friedrich Schlegel dann im Kantischen Sinne: „Das unterscheidende Kennzeichen der schönen Kunst“, sagte er, „beruht in dem freien Spiel der Seelenkräfte, ohne einen bestimmten Verstandeszweck“.

Das Gute zum Ziel hat die moralische Poesie. Und Friedrich Schlegel bestimmte ihre Herkunft. Er sagte: „Es wäre nicht unbegreiflich, daß die Mitteilung sittlicher Güte, ehedem ein integranter Teil der Sokratischen Philosophie, von der Scholastik verschleucht, ihre Zuflucht zur Poesie genommen hätte“. Er erkannte ihr Wesen im Pathos, in dem sich das sittliche Empfinden entladen muß, in dem „freiesten Erguß des sittlichen Gefühls“, in der „Mitteilung großer und guter Gefinnungen“. Und er meinte, sie sei dem Dithyrambus ähnlich.

Wir werden noch darauf hinweisen müssen, daß in der frühromantischen Epoche das Erkenntnisziel auch das moralische Ziel bedeutete, daß dieses mit jenem zusammen fiel. Damit mußte dann die eigentliche moralische Poesie mit ihrem Pathos fortfallen.

Nur eine dritte Art der Poesie aber hatte nach der Darstellung in den „Griechen und Römern“ das Wahre zum Ziele. Freilich die wichtige allgemeine Voraussetzung der Frühromantik, daß nicht der Verstand die letzten Ergebnisse der Erkenntnis zu übermitteln vermag, findet sich auch hier. „Es gibt Erkenntnisse,“ heißt es, „welche durch historische

Nachahmung, wie durch intellektuelle Bezeichnung durchaus nicht mitgeteilt, welche nur dargestellt werden können, ganz persönliche und ihrem innersten Wesen nach eigentümliche idealische Anschauungen, als Beispiele und Belege zu geistigen Begriffen und Ideen“. Darin liegt deutlich wie kaum sonst das Endziel der Frühromantik, zugleich aber noch die ewige Sehnsucht nach dem Objektiven, nach Endergebnissen, der nachher die Schöpfung einer neuen Mythologie Genüge tun sollte.

Friedrich Schlegel führte an der angeführten Stelle weiter aus: „Auf der anderen Seite gibt es auch Kunstwerke, idealische Darstellungen, welche offenbar einen anderen Zweck haben, als Erkenntnis. Diese idealischen Darstellungen, deren letztes Ziel und innerer Geist ganz philosophisch ist, betrachte ich als die eigentliche didaktische Dichtkunst und finde darin den wahren Aufschluß über das innere Wesen dieser Gattung, welche in unseren gewöhnlichen Kunsttheorien nur als ein überflüssiger Auswuchs und gar nicht recht zu erklärende Ausnahme erscheint, so wie über die Stelle, welche diese Gattung in dem Ganzen der intellektuellen Hervorbringungen wesentlich einnimmt“. Diese Worte erhalten den geziemenden Wert, wenn wir gleich hinzufügen, was Friedrich Schlegel über das Vorhandensein der didaktischen Poesie sagte: „Die Tendenz der meisten, trefflichsten und berühmtesten modernen Gedichte ist philosophisch. Ja die moderne Poesie scheint hier eine gewisse Vollendung, ein Höchstes in ihrer Art erreicht zu haben. Die didaktische Klasse ist ihr Stolz und ihre Zierde, sie ist ihr originelles Produkt, weder aus verkehrter Nachahmung noch aus irriger Lehre erkünstelt, sondern aus den verborgenen Tiefen ihrer ursprünglichen Kraft erzeugt“.

Freilich scheint dieses wieder eine große Einschränkung des Begriffes „Didaktisch“ zu sein, wenn er dann sagte: „Werke, deren Stoff didaktisch, deren Zweck aber dichterisch, oder Werke, deren Stoff und Zweck didaktisch, deren äußere Form

aber poetisch ist, sollte man durchaus nicht so benennen, denn nie kann die eigentümliche Beschaffenheit des Stoffes einen hinreichenden Grund zu einer gültigen Kunsterteilung abgeben“. Es handelt sich nach dieser Auffassung in jedem Fall um philosophische Gedichte, in denen Form und Gestaltung den didaktischen Stoff nicht restlos überwältigte; Gedichte, in denen der künstliche Gliederbau von vornherein das Absichtliche, das Zweckmäßige offenbart, so wie wir nach seiner Ansicht den seltsamen Gliederbau der „Göttlichen Komödie“ nicht so sehr dem weisen Künstler als der grüblerischen Scholastik verdanken.

Sogar den Reim rechnete er zu den künstlichen Gebilden. Sein Gedanke, allgemein ausgesprochen, scheint hier dieses richtig ausdrücken zu wollen: Je didaktischer, d. h. je philosophischer eine Dichtung ist, um so mehr bedarf sie der äußeren Form, damit sie als künstlerisches Gebilde empfunden wird.

Die didaktische Poesie, die Poesie des Interessanten, also die beste „moderne“ Poesie, hatte für Friedrich Schlegel zu dieser Zeit nur einen provisorischen Kunstwert, ihre Herrschaft galt ihm nur als vorübergehende Krisis der Kunstbildung. Sie bildet den Weg zurück zur objektiven Kunst.

Er entzog aber seinem eignen damaligen Standpunkt den festen Boden, wenn er sagte: „Das unbedingt Höchste kann aber nie ganz erreicht werden. Das äußerste, was die strebende Kraft vermag, ist: sich diesem unerreichbaren Ziele immer mehr und mehr zu nähern“. Solche Worte erinnern an das berühmte Athenäumsfragment:¹⁾ „Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie — die romantische Poesie ist noch im Werden, ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann“, — weil ihre didaktische Aufgabe ja unerfüllbar ist.

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Athenäumsfragment 116.

II.

Die Poesie im Sinne der Frühromantik ist didaktisch. Ihr Ziel geht auf Erkenntnis. Die Poesie soll die Aufgaben der Philosophie vollenden: „Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden“.

Wo aber, fragen wir nunmehr, fand der Frühromantiker das Objekt des Wissens, das er suchte? Wo lag ihm das Wesen der Dinge verborgen, daß die Poesie ihn aufhellen und immer wieder, man möchte sagen, blitzschnell erleuchten sollte? Wo fand er die Welt der Erkenntnis?

Diese Welt, so lautet die Antwort, fand er vornehmlich in sich selbst. Aus der intensivsten Beschäftigung mit sich selbst erwachsen ihm die großen Probleme des Lebens. Aus der Unruhe des eigenen Ich stieg ihm empor die Sphinx mit den dunkeln fragenden Augen; das verschleierte Bild von Sais fand er in der eigenen Brust.

Der reflektierende Frühromantiker fand in sich selbst ein Doppelsein vor: ein Sein, das sein Bewußtsein umfaßte, und ein Sein, das noch vor der Pforte des Bewußtseins harrte und nach Einlaß rief. In ihm lagerte jener Komplex von unterbewußten Gefühlen, Eindrücken, Stimmungen, die ihm durch sein Eigenleben oder über den Umweg der Außenwelt gekommen waren. Dieses Unterbewußte zum Bewußtsein emporzuheben, das Dunkel zur Klarheit zu verdeutlichen, das Ahnen zum Wissen: das ist das psychologische Problem der Frühromantik. Seit dem Verkehr mit Novalis insbesondere, dem großen Seelendeuter, ist es notwendig, auch bei Friedrich Schlegel das Problem einmal psychologisch zu fassen und zu verstehen. Schon Ricarda Huch sagte: „Das Bewußtsein der Romantik war mit dem Gehalte des Unterbewußten erfüllt“.¹⁾

Sah aber der Frühromantiker Friedrich Schlegel in der Poesie das Mittel zum Wissen, zu letzter Erkenntnis, so mußte

¹⁾ Ricarda Huch, Blütezeit der Romantik, S. 100.

diese die Aufgabe zu erfüllen suchen, das Reich des Unterbewußten aufzuhellen und uns zu erlösen von dem Geheimnis dunkler Gewalten in uns selbst. Ob die Poesie das vermag?

Friedrich Schlegel glaubt als Frühromantiker, sie biete die Lösung. „Das Universum“, sagt er, „kann man weder erklären noch begreifen, nur anschauen und offenbaren“.¹⁾ Die Poesie bietet also die Lösung, weil ihr andere Mittel zu Gebote stehen als der Wissenschaft.

Dem Unterbewußten oder dem Universum, wenn man sich anders ausdrücken will, kann man nun gedanklich nachgehen, die Gefühle immer wieder zum Gedanken erheben, wie es Friedrich Schlegel in seinem Aufsatz „Über die Philosophie. An Dorothea“ (1798), darlegte. Oder man kann sich den Gefühlen hingeben, ihnen nachhören, nachfühlen — sie erleben. In den Ideen heißt es: „Die Natur, das Universum kannst du unmittelbar fühlen, unmittelbar denken“.²⁾ Das also wäre Aufgabe der Poesie.

Wir hätten also zunächst zwei Arten der frühromantischen Poesie zu unterscheiden: Die reine Lyrik und eine mehr philosophische Dichtung.

Alle frühromantische Poesie aber wird getragen von der Besonnenheit des sich selbst bewußten, kalten frühromantischen Menschen.

Besonnenheit ist ein Merkmal jeder frühromantischen Poesie. In der Rede über Mythologie weist Ludoviko nachdrücklich auf Spinoza hin, in dem der allgemeine Grund und Boden, der Anfang und das Ende aller Phantasie zu finden sei. Und dann heißt es: „Nicht Reizbarkeit für dieses oder jenes, nicht Leidenschaft, die schwillt und wieder sinket; aber ein klarer Duft schwebt unsichtbar über dem Ganzen, überall findet die ewige Sehnsucht einen Anklang aus den Tiefen

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Ideen 150.

²⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Ideen 144.

des einfachen Wertes, welches in stiller Größe den Geist der ursprünglichen Liebe atmet“.¹⁾

An Wilhelm Meister lobt Friedrich Schlegel insbesondere die Willkür und Leichtigkeit, mit der Goethe mit den einzelnen Personen verfähre und die über dem Ganzen walte.²⁾

Die Besonnenheit ist die Vorstufe der Ironie: „Was Schlegel so scharf als Ironie charakterisiert hat, ist, meinem Bedenken nach, nichts anderes, als die Folge, der Charakter der echten Besonnenheit, der wahrhaften Gegenwart des Geistes“ sagt Novalis.³⁾ Ironie ist die Objektivierung der Subjektivität des Künstlers gegenüber dem Stoff. Oder auch, wie es Windelband ausdrückt: Sie ist „der Genuß der Phantastie, welche von aller Arbeit des Willens frei geworden ist“.

Wir sprachen von einem Triebe zum Wahren, von einer Lust des Erkennens. Diese Lust möchte sich als das Pathos der Romantiker offenbaren. Aber die Erkenntnis beschränkt sich selbst, und das Pathos wird gedämpft durch das Bewußtsein, daß das letzte Wirkliche doch nicht erreicht werden kann. Darin liegt die romantische Ironie. Sie ist die Selbstironisierung der Gestaltung des endlosen Prozesses, das Sein zur Realität zu erheben.

Besonnenheit ist das echte Merkmal der romantischen Poesie, wie sie so recht das Kennzeichen des romantischen Menschen ist. Gerade in diesem besonnenen Zustande erblickt er seinen Unterschied vom Tier, sein Weltbürgertum. Novalis ist es, der darauf hinweist, und er fährt an der betreffenden Stelle fort: „Je mehr wir uns aber dieses Zustandes bewußt zu sein vermögen, desto lebendiger, mächtiger, zwingender ist die Überzeugung, die daraus entsteht — der Glaube an echte Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören,

1) Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, S. 361.

2) Man vergl. Ebenda, Bd. II, S. 171.

3) Novalis, Fragmente.

Fühlen — es ist aus allen Dreien zusammengesetzt — mehr als alles Dreyes, eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten, eigensten Lebens — die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen“.¹⁾

Der Zustand der Besonnenheit gibt dem Romantiker die Gewähr letzter Offenbarungen. Darum haßt er alle Affekte als Störungen. „Daß die Poesie keine Affekte machen soll, ist mir klar. Affekte sind schlechterdings etwas Fatales wie Krankheiten. Selbst die Rhetorit ist eine falsche Kunst, wenn sie nicht zur Heilung von Volkstrantheiten und Wahnsinn methodisch gebraucht wird. Affekte sind Arzneien, man darf mit ihnen nicht spielen“.²⁾ „Der Charakter des Tieres ist dithyrambisch. Das Tier ist übersättigtes Leben, die Pflanze ein mangelhaftes Leben, der Mensch ein freies Leben“.³⁾

In den Briefen an seinen Bruder nach Holland bereits lobte Friedrich Schlegel im Hamlet die Besonnenheit als das erste Kennzeichen des Helden. Er fand schon 1795 im prophetischen Lehrgedichte der orphischen Priester Besonnenheit und schrieb, daß ihre Hymnen leidenschaftliche Ergüsse seien, die vielleicht improvisiert wurden.

Der Vernunftmensch ist der Typus der Gegenwart, erkennt Friedrich Schlegel in den „Griechen und Römern“. Der philosophische Zug ist der Charakterzug der neuen Zeit. Gerade das didaktische Element, besser der didaktische Zweck, der einen besonderen Ausdruck verlangt auch im rein lyrischen Gedicht, ist es, was die Frühromantik trennt von Sturm und Drang.

¹⁾ Novalis, Fragmente.

²⁾ Novalis, Fragmente. Man vergl. ein anderes Fragment von Novalis: „Effekt ist ihr (der Poesie) gerade entgegengesetzt, insofern sie plastisch ist“.

³⁾ Ebenda.

„Im Gegensatz zur Begeisterungstheorie des Sturmes und Dranges glauben sie (die Frühromantiker), daß nur da, wo künstlerische Einsicht künstlerischem Drange die Wage hält, wo höheres Bewußtsein mit höherer Selbstdisziplin neben der Begeisterung arbeitet, etwas zustande kommt, was ein Werk des Genius genannt werden darf“.¹⁾ Man kann das nicht genug sagen: In der Romantik, wie sie Friedrich Schlegel etwa um 1800 ausgebildet hat, steckt nichts von einer Naivität des Empfindens; darin steckt nur ganz bewußtes Menschentum und höchstens noch der Enthusiasmus des Denkers.

Ist dem so, dann ist aber auch die Romantik eines solchen Dichters, wie es etwa Eichendorff ist, doch ganz gewaltig verschieden von dieser Frühromantik. Aus der Lyrik Eichendorffs blicken zu oft die Kinderaugen des naiven Künstlers. Die späteren Romantiker knüpfen wieder an Sturm und Drang an und dann an das Mittelalter, dessen Kenntnis freilich die Frühromantik zuerst vermittelte. In ihrer Lyrik lebt das Pathos der Freude und der Begeisterung für irgendein sittliches Ideal.

Demgegenüber haben die Gedichte von Novalis und Friedrich Schlegel, die um 1800 entstanden, kaum ein Pathos. Ihre Gedichte sind mystische Deutungen einer besonnenen Seele, die in Erkenntnissen lebt. Eichendorff traf ja auch mit dem Lehrer der frühromantischen Idee erst in Wien zusammen zu einer Zeit, da dieser ihren Boden selbst längst verlassen hatte.

III.

Lyrik im Sinne der Frühromantik ist Lyrismus, wie wir ihn bei Novalis, Ludwig Tieck und auch bei Friedrich Schlegel finden. In besonderem Grade haben freilich erst neuere Dichter eine Poesie im Sinne der Frühromantik verwirklicht.

¹⁾ Joachimi: „Die Weltanschauung der Romantik, S. 105.

Die Neuromantik berief sich auf das Programm der Frühromantiker und feierte insbesondere Novalis als ihren Meister. Wir erinnern nur an Maurice Maeterlinck, den neuromantischen Dichter, mit seinem blendenden Raffinement und aber auch mit allen seinen Schwächen.¹⁾

Der psychische Zustand, dem die rein lyrische Stimmung, der Lyrismus entspricht, ist ein Zustand voller Passivität. Nur aus ihm kann die Lyrik im Sinne der Frühromantik geboren werden. Friedrich Schlegel hat diesen Zustand mit unvergleichlicher Meisterschaft, fast möchte man sagen mit feiner Frivolität, umschrieben in der „Idylle über den Müßiggang“ in seiner „Lucinde“.

Der Verstandesmensch, der Kulturmensch sehnt sich nach dem Naturleben, nach Nicht-Verstand, nach Nicht-Kultur. Rousseau gab der Sehnsucht eines aufgeklärten Jahrhunderts den rechten Ausdruck: Alles primitivste Leben ist ein glückliches.

Der frühromantische Mensch erkennt die Rückkehr zu einem naiven Naturleben als unmöglich, zugleich aber den Verlust desselben als den herbsten. Er weiß, daß nun ursprüngliche Lebenswerte nicht mehr zur Auswirkung kommen. Und er empfindet das als einen Verlust an Erleben, an Wissen, an Erkennen. Aber er betrachtet diese Tatsache als bewußter Kulturmensch, der sein Kulturmenschtum nicht preisgibt und nicht preisgeben will.

Der Naturmensch wird ihm zum Problem, und so nimmt er gleichsam als einen letzten Ausdruck des Fortschrittes aller Kultur: auch einmal das Kulturleben selbst, dieses Streben und Fortschreiten „ohne Stillstand und Mittelpunkt“ verneinen zu können. Auch diese Verneinung will er in dem Bereich der Lebensäußerungsformen ziehen. Das dünkt ihm

¹⁾ Er gab auch heraus: *Les disciples de Sais et les Fragments de Novalis, traduits de l'allemand et précédés d'une Introduction* (Bruxelles 1885).

nun das Äußerste seines Erlebens zu sein; das erscheint ihm göttlich geradezu. „Warum sind denn die Götter“, sagt er, „Götter, als weil sie mit Bewußtsein und Absicht nicht s t u n , w e i l s i e d a s v e r s t e h e n u n d M e i s t e r d a r i n s i n d“.¹)

Es ist aber klar: Hier ist Passivität höchste Aktivität, ein Zustand intensivsten Lebens, in dem die feinste Reizbarkeit, die feinste Regung des Ich zum Erleben kommt. „Und also wäre ja das Höchste, vollendetste Leben nichts als ein reines Vegetieren“²), für den frühromantischen Menschen, der in diesem wachen Traume gleichsam die höchst möglichste Erweiterung seines Bewußtseins erfährt. „Nur mit Gelassenheit und Sanftmut in der heiligen Stille der echten Passivität kann man sich an sein ganzes Ich erinnern, und die Welt und das Leben anschauen. Wie geschieht alles Denken und Dichten, als daß man sich der Einwirkung irgendeines Genius ganz überläßt und hingibt? Und doch ist das Sprechen und Bilden nur Nebensache in allen Künsten und Wissenschaften, das Wesentliche ist das Denken und Dichten, und das ist nur durch Passivität möglich. Freilich ist es eine absichtliche, willkürliche, einseitige, aber doch Passivität“³). Sprechen und Bilden, das soll heißen Formgeben überhaupt: Letzte, höchste Formen sind so vollkommen und selbstverständlich, daß man die Kunstwerke als formlos ansprechen möchte.⁴)

Der lyrische Dichter im Sinne der Frühromantik ist, wenn es nicht zu paradox klingt, der Epiter seiner Gefühle. Er horcht auf die Gefühle und Empfindungen seines Ich aus und legt sie dar. Er gibt dem fast noch Unterbewußten Ausdruck, das er in seinem Innern empfindet, darin sich zuletzt alles Denken verliert. Das letzte Fassbare, den Ton, die Musik des

¹) Lucinde (Reclam), S. 28.

²) Ebenda, S. 29.

³) Ebenda, S. 28.

⁴) Man vergl. dazu Minor, II, S. 354, 355.

All, wie er sie vernimmt, anderen zu übermitteln, macht den lyrischen Dichter. Seine Aufgabe ist es, die psychologische Einföhlung in den Rhythmus des All, in den Rhythmus des Weltgeschehens, wie er ihn empfindet, in der intensivsten Weise zu vermitteln, seinen Zustand anderen zu suggerieren. Er muß ein Reagens entdecken für die Poesie, die Musik schlechthin, so wird er unser Wissen bereichern.

„Wer für jedes, was in der menschlichen Natur schön ist, ein untrügliches Reagens zu entdecken wüßte, würde uns eine neue Welt zeigen. Wie in der Vision des Propheten würde auf einmal das unendliche Feld zerstückter Menschenglieder lebendig werden“, so weiß sich auch Schleiermacher zu äußern.¹⁾

Ihren Zweck zu erreichen, greifen die Romantiker nun zu raffinierten Mitteln. Vor allem das musikalische Element stellen sie in ihren Dienst, denn „alle Reizbarkeit ist echt rhythmischer Natur“ sagt Novalis, und er meint sogar, auch Gedichte ohne Sinn müßten rein musikalisch wirken.²⁾ Worte ohne Gedanken sollen nur durch ihre musikalischen Werte letzte Erkenntnis vermitteln.

Lied beginnt hiermit und sucht Stimmung durch Rhythmus und Reim aufzudrängen, wobei er dann oft genug durch Übertreibung die Wirkung illusorisch macht. Auch Friedrich Schlegel hat in seinen rein lyrischen Gedichten in gleicher Weise zu wirken versucht.

Wie aber die Kunst geradezu zum Experiment wird, die Möglichkeit zu erforschen, wieweit man einer Stimmung, einem Reize nachgehen kann, wie sie hierfür geradezu wissenschaftliches Material bietet, das zeigt in neuerer Zeit Maeterlinck und die gesamte Neuromantik, welche die Kunstmittel so verfeinerte, daß sie eine ganze Stala neuer Stimmungs-

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Athenäumsfragment 330.

²⁾ Novalis, Fragmente.

reize gab und intimste Empfindungen zu übertragen und aufzundtigen verstand. So könnte man auch bei Hugo von Hoffmannsthal oft genug von Experimenten sprechen zur Erforschung der Reizmöglichkeiten.

Das Ungefunde hierin liegt schon bei Novalis offen zutage. Man betrachte nur seine Bewertung der Krankheit als interessantesten Reiz und Stoff unserer Vorstellungen. Das zeigt sich wieder: Romantik kennt keine ethische Wertung im gewöhnlichen Sinne. Krankheit ist eine neue Möglichkeit des Erlebens, auch sie ist Erkenntnisgenuß und darum zu bejahren.¹⁾

Hier darf auf den Unterschied hingewiesen werden zwischen Romantik und Neuromantik. Beiden ist die Kunst Mittel des Erlebens, des Wissens, des Forschens nach Wahrheit. „Lange schon habe ich darauf verzichtet, in dieser Welt ein interessanteres und schöneres Wunder zu suchen als die Wahrheit, oder mindestens die Anstrengung des Menschen, sie zu finden“, so äußerte sich Maeterlinck. Bewußt und mit Absicht gehen sie auf Vermittlung des Unterbewußten, nehmen die Bildung und den Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis in ihren Dienst und vermitteln sie zugleich.

Der Frühromantiker wollte aber, wie wir sahen, das Göttliche entschleiern und das Unfaßbare zu fassen suchen. Immer handelte es sich ihm — oder sollte es sich doch handeln — um ein Geistiges, das er auch im sinnlichen Triebe zu finden vermeinte, um ein Geistiges oder, wenn man will, um ein Religiöses. Antonio erklärt im „Gespräch über die Poesie“, auf die Frage, was das Sentimentale, d. h. das

¹⁾ Man vergl. das Fragment von Novalis: „Noch kennen wir nur sehr unvollkommen die Kunst, sie (die Krankheiten) zu benutzen. Wahrscheinlich sind sie der interessanteste Reiz und Stoff unseres Nachdenkens und unserer Tätigkeit —. Wie wenn ich der Prophet dieser Kunst werden sollte.“

Romantische¹⁾ denn sei an der modernen Poesie, in bezeichnender Weise: „Das, was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht, und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige“.

Dem modernen Neuromantiker dagegen war das Unterbewußte der Komplex der Reize und der Triebe. Den Glauben an die metaphysische Einheit, die Gottheit, die dahinter wohnt, die den Kontakt herstellt zwischen dem individuellen Rhythmus und dem Rhythmus des Universums, der sich in ihm offenbart, aber in unendlicher Größe hinter all diesem sich erhebt — den Glauben hatte sie längst verloren. Und mit ihm ging verloren der Enthusiasmus des Erkennens und die Ironie, die nichts mit Stepsis zu tun hat, da sie doch nur vom Transzendenten, von der unendlichen Ferne gleichsam erzeugt wurde. So war die Besonnenheit zur Nüchternheit geworden, und die Beschreibung des Reizes übte einzig eine sinnliche Wirkung.²⁾

Alle Triebe und Reize aber können in dieser Bewertung erschöpft werden und haben ein Ende. In dem Sinne sagte Maeterlinck mit Recht, daß bei dem Fortschritte der Wissenschaft einmal das Reich des Unterbewußten gehoben sein würde. Dann, so meinte er, würde es nichts mehr zu entdecken geben. Dann hätte also alle Kunst der Neuromantik ein Ende —, zu deren Anschauung die Frühromantik immerhin geführt hatte.

IV.

Das philosophische Gedicht bildet die zweite Dichtart, die der Forderung der Frühromantik an die Dichtkunst gerecht werden sollte. Und es wäre zunächst festzustellen, daß es sich

¹⁾ Bereits in der Vorrede zu: „Die Griechen und die Römer“, in der er Rücksicht nimmt auf Schillers: „Naive und sentimentale Dichtkunst“, setzt Friedrich Schlegel das Sentimentale gleich dem Interessanten, das durch die Beziehung zum Unendlichen bestimmt ist.

²⁾ Man vergl. Minor, Friedrich Schlegel, Bb. II, S. 371 ff.

dabei nicht etwa um den pathetischen Vortrag irgendeiner Weltanschauung handeln kann. Auch das philosophische Gedicht gibt sich mit jener Besonnenheit, die aller Frühromantik eigen ist.

Rhetorik ist nicht im Sinne der Frühromantik und kann es nicht sein. Sie wurde von dem pathetischen Vortrag selbst eines Schiller nur peinlichst berührt.

Echte Rhetorik ist der Ausdruck eines sittlichen Pathos, Verkündigung eines sittlichen Ideals. Sittlich sein heißt der Frühromantik aber: nach Selbstentfaltung streben, nach Offenbarung des göttlichen Lebens in uns. Das Wollen hat bei ihr die Richtung des Denkens. Der Weg der Erkenntnis ist der Weg des Sittlichen; es wandert darauf der bewußte, besonnene Denker, der schließlich nur den einen Enthusiasmus haben kann — den der Erkenntnis.

In diesem Sinne ist Rhetorik aber die Manifestierung des Sinns nach dem Unendlichen. Sie ist höhere Rhetorik, die geeint mit Poesie und Philosophie erscheint und dem einen Endziel zugewandt ist.

Zwei größere Gedichte Friedrich Schlegels könnten wir insbesondere als solche philosophische bezeichnen. Es sind die Gedichte: „An die Deutschen“ und „Herkules Musagetes“. In ihnen gibt sich Friedrich Schlegel als Ränder der neuen Zeit, als Prophet des kommenden Tages, dessen verheißungsvolles Morgenrot er heraufsteigen sieht. Er spricht von sich selbst in hohen Worten als dem Dichter und Meister, und er verkündet romantische Kunst und Lebensauffassung. Freilich konnte Friedrich Schlegel diese beiden Gedichte nur als Tendenzen seiner Enzyklopädie ansehen; er wollte sie mit derartigen Gedichten beginnen. Solche philosophische Gedichte hatten also die Bestimmung, die praktische Unphilosophie und Antiphilosophie dialektisch zu besiegen. Aber damit erschöpfte sich die Aufgabe der philosophischen Dichtung nicht. Vielmehr sollte in ihr die wahre Philosophie

praktisch realisiert werden durch die Schöpfung einer neuen Mythologie.

A. W. Schlegel spricht in seinen Berliner Vorlesungen von einem vollkommenen philosophischen Gedicht, das geschaffen werden müsse, „worin mit gleichem Enthusiasmus und gleicher Energie der Darstellung ein System vorgetragen würde, welches ebenso beseelend für die Natursicht wäre, als das Epitursche des Lutrez ertötend ist, und dessen Kern eben das poetische Prinzip im Universum, die darin ausgedrückte Phantasie der Gottheit ausmache“.

Fragen wir, was verstand Friedrich Schlegel denn unter der neuen Mythologie, die in dem großen philosophischen Gedichte realisiert werden sollte.

Der Sehnsucht nach dem Ewigen, Bleibenden, dem Mißbehagen damit, bewußter Verstandsmensch zu sein, entsprang, wie wir sahen, die bewußte Negation alles Denkens, ein rein passiver Zustand, aus dem die echt frühromantische Lyrik geboren wird: die Hingabe an das primitivste Leben.

Aus der Sehnsucht nach Harmonie, nach dem Objektiven entstand auch das Verlangen nach einer neuen Mythologie, d. h. nach wiederum objektiven Werten.

Rant hatte die Unzulänglichkeit des wissenschaftlichen Erfassens der Natur für immer dargetan. Diese Tatsache der Idealität aller philosophischen Erkenntnis erzeugt aus sich den Realismus der Poesie¹⁾. Und alle philosophische Spekulation, die nicht halt macht vor der Erkenntnis der Kritik der reinen Vernunft ist eine poetische Spekulation.

So nimmt Ludoviko in seiner „Rede über die Mythologie“²⁾ den Spinoza unter die Poeten auf, gesellt ihn zu Homer und Dante und sieht in ihm die Grundlage des neuen Realismus,

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, S. 360. Man vergl. ebenda Athendumsfragment 350.

²⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, S. 357 ff.

der nun aber, nämlich seit Kant, nur noch in der Gestalt der Poesie auftreten kann, „denn in Gestalt der Philosophie oder gar eines Systems wird der Realismus nie wieder auftreten können“.

Den neuen Realismus zu bringen, war das Ziel der poetischen Spekulation. Sie ist die Schöpferin eines gemeinsamen Bodens der Mythologie.

Novalis hatte in einem Fragment behauptet: „Absolutisierung, Universalisierung, Klassifikation des individuellen Moments der individuellen Situation usw. ist das eigentliche Wesen des Romantisierens“.¹⁾ Damit hatte er gut die Grundlage des neuen Objektiven bezeichnet, dann aber auch gezeigt, welche Bedeutung die Frühromantik der Bildung einer neuen Mythologie beimäß.

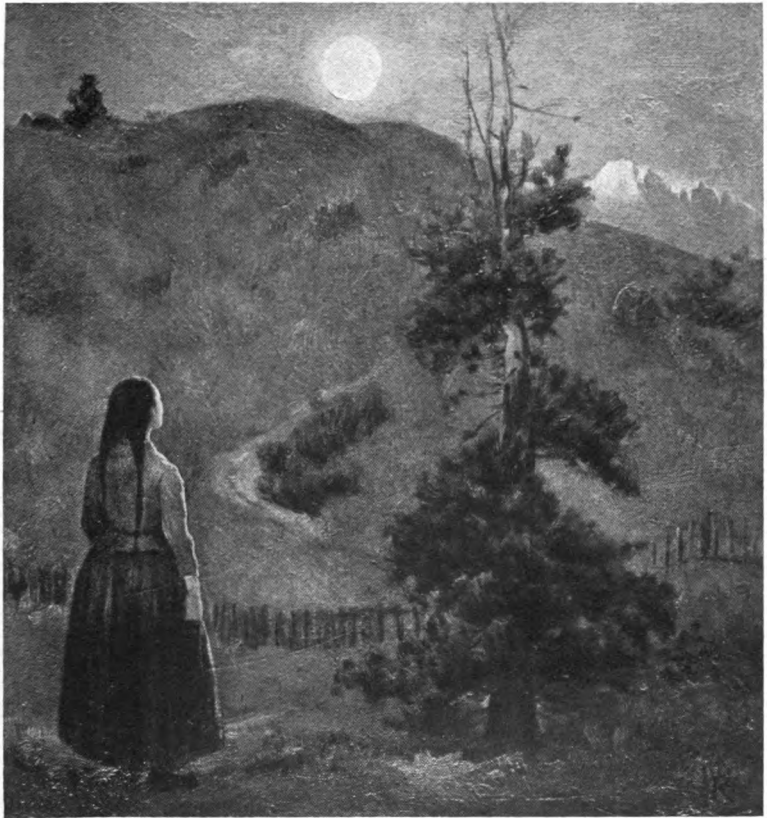
Wodurch also sollte die Mythologie geschaffen werden? Vor allem durch Wissenschaft; den Geist aber sollte ihr die Poesie geben, d. h. es sollte die Wissenschaft sein, die dem Triebe nach Erkenntnis, dieser Primärfunktion, folgt ohne Einengung, und allem seine Beziehung zum Unendlichen gibt.²⁾

Was sollte nun die Wissenschaft zur Mythologie geben? Sie sollte in erster Linie eine Neuentfaltung des Stoffes, eine neue Deutung der Natur geben. Denn das ist wieder die Grunderkenntnis, daß die letzten Kenntnisse von ihr nur Deutungen und ihre letzten Gesetze nur Hypothesen sind. „Die Physik kann kein Experiment machen ohne Hypothese, jede Hypothese, auch die beschränkste, wenn sie mit Konsequenz gedacht wird, führt zu Hypothesen über das Ganze, ruht eigentlich auf solchen, wenngleich ohne Bewußtsein dessen, der sie gebraucht“.

Zwei Welten gibt es für den erkennenden Menschen, sie sich anzueignen: Die Innenwelt und die Außenwelt. Bei

¹⁾ Novalis, Fragmente.

²⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Ideen 3.



Ernst Kreibitz

Mondnacht

der Erfassung der Außenwelt nun gibt sich der Frühromantiker als Dichter nicht zufrieden damit, das musikalische Element, welches er seinem Ich entnimmt, in sie hineinzutragen. Er begnügt sich nicht mit der Nuancierung der Stimmung. Alles Denken vollzieht sich in Formeln, in „Inbeziehungsetzen“ letzter Werte. Der Verstand kann sich nicht beruhigen damit, die Alleinheit in letzter Konsequenz anzuerkennen. Eine ebenso unbedingte Forderung ist die Anerkennung der Differenzierung der Welt Dinge. Indem sich die Kunst der Alleinheit bemächtigt, schwindet, wie wir sehen, der Inhalt gegenüber den rein musikalischen Werten. (Wir denken an Gedichte ohne Inhalt!) Um sich der Vielheit der Welt Dinge zu bemächtigen, bedarf die Kunst der Vielheit und Fülle eines „bunten Göttergewimmels“.

In dem an die Rede „über die Mythologie“ sich anschließenden Gespräch sagt Andrea: „Gewiß ist Dante der einzige, der unter einigen begünstigenden und unsäglich vielen erschwerenden Umständen durch eigne Riesentracht, er selbst ganz allein, eine Art von Mythologie, wie sie damals möglich war, erfunden und gebildet hat“. A. W. Schlegel entwickelte in seinen Berliner Vorlesungen die Symbolik des Dantischen Gedichtes. Daselbe ward ihm zum Beweise für die Möglichkeit, daß die Poesie „Organ des Idealismus werden könnte“. ¹⁾

Wie also die „Ilias“ und die „Odyssee“ gewiß nicht nur den Griechen einen ästhetischen Genuß boten, sondern ihnen auch die derzeitige Erkenntnis des Menschen, eine Enzyklopädie seines Wissens gaben, so gelang es Dante, „seine Nation und sein Zeitalter, die Kirche und das Kaisertum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes zu umfassen“. Und gerade dieselbe Aufgabe sollte das neue große philosophische, das neue mythologische Gedicht haben.

¹⁾ Man vergl. Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Athenäumsfragment 247 und ebenda S. 348.

Es sollte auf der Grundlage vor allem der neuen Erkenntnisse, namentlich der Physik, eine neue zeitgemäße Deutung der Welt geben.¹⁾ Darum sagt Ludoviko gegen Ende seiner „Rede über die Mythologie“: „Ich kann nicht schließen, ohne noch einmal zum Studium der Physik aufzufordern, aus deren dynamischen Paradoxien jetzt die heiligsten Offenbarungen der Natur von allen Seiten ausbrechen“.

Lothario freilich beklagt sich dann darüber, daß Ludoviko die Physik der Geschichte gegenüber bei der Bildung der Mythologie so sehr bevorzuge. Denn auch die Geschichte solle zur Bildung der Mythologie beitragen, indem sie uns lehre, namentlich die Religion des Orients „nach dem Maß ihres Tiefsinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung zu betrachten“. Die alten Mythologien sollten wieder aufgeweckt werden, soweit sie modernem Empfinden entgegenkommen.²⁾ Friedrich Schlegel wollte die alten Religionen auf ihre Nutzungswerte für die Erkenntnisbefriedigung des modernen Menschen prüfen.³⁾

V.

Es soll nun nicht hier etwa auch noch eine Behandlung des Dramas und des Romans folgen, indem deren Aufgaben eingehend geprüft werden. Zumal beide in der Frühromantik Sonderaufgaben, wie wir sie ihnen gewöhnlich zuschreiben, gar nicht zu erfüllen haben.

Ja, in dem „Gespräch über die Poesie“, in dem „Brief

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Ideen 37 und 99.

²⁾ Man vergl. Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, Ideen 22.

³⁾ Wie Friedrich Schlegel der Schöpfer einer neuen Mythologie werden wollte, so trug sich auch ein anderer aus dem Kreise der Frühromantiker, der Philosoph Schelling, mit der Idee eines großen spekulativen Weltgedichts. Er wollte ein Naturepos schaffen, das die göttliche Komödie der neuen Zeit werden sollte.

über den Roman“, betont Antonio ausdrücklich, daß er den Roman, insofern er eine besondere Gattung sein wolle, verabscheue.¹⁾

Alle Unterschiede zwischen Roman und Drama leitet er eben daher ab, daß das Schauspiel bestimmt sei, angeschaut zu werden, der Roman aber immer der Lektüre diene. „Dies abgerechnet“, sagt er, „findet sonst so wenig ein Gegensatz zwischen dem Drama und dem Roman statt, daß vielmehr das Drama, so gründlich und historisch wie es Shakespeare z. B. nimmt und behandelt, die wahre Grundlage des Romans ist.“²⁾ Wir dürfen also jedenfalls nach der Anschauung der Frühromantik im Zusammenhang vom Drama und vom Roman sprechen.

Es ergibt sich zunächst von selbst, daß weder das Drama noch der Roman, da auch sie dem Erkenntnisziel frühromantischer Poesie unterlagen, irgend etwas mit Rhetorik gemein haben sollen.

Ein rhetorisches Bühnenstück darf man nach Friedrich Schlegel mit höherer dramatischer Kunst so wenig vergleichen, wie eine Dekorationsmalerei mit einem Altarblatt, denn „alle Poesie, die auf einen Effekt geht, und alle Musik, die der exzentrischen Poesie in ihren komischen oder tragischen Ausschweifungen und Übertreibungen folgen will, um zu wirken und sich zu zeigen, ist rhetorisch“³⁾, nicht aber frühromantisch.

Auch die Anschauungen des Neuromantikers Hugo von Hoffmannsthal gipfelten in der Forderung, alle Affekte, die äußersten Wallungen der Gefühle mit der Ruhe des besonnenen Menschen kundzugeben durch den einfachsten Ausdruck.

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, S. 373.

²⁾ Ebenda, Athenäumsfragment 36.

³⁾ Ebenda, Athenäumsfragment 258.

Seine Dramen verfolgen die Absichten der Lyrik und wollen ihre Wirkung innerhalb der gegebenen Grenze eben mit denselben Mitteln und im gleichen Grade wie sie.

Ganz dasselbe könnte man von Maeterlinck ausführen. Wenn aber diese Neuromantiker größere Wirkungen ausübten als etwa Friedrich Schlegel mit seinem „Martos“, dessen melodische Sprache oft bewundernswert ist, so liegt das an der anders gearteten Einstellung der Neuromantik. Ihre Wirkung geht bewußt, wie wir schon ausführten, auf den sinnlichen Reiz. Die frühromantische Poesie aber war doch immer mehr geistiger Natur; so mußte sie auch Aufgaben erfüllen, Wirkungen hervorbringen wollen, die man sonst eher vom Roman erwartete. Darum also konnte Friedrich Schlegel Shakespeare in so wahre Beziehung zum Roman bringen.

Die Theorie des Romans, so meint Friedrich Schlegel, müsse sein: „eine geistige Anschauung des Gegenstandes mit ruhigem, heiterem ganzem Gemüt, wie es sich ziemt, das bedeutende Spiel göttlicher Bilder in festlicher Freude zu schauen“. „Eine solche Theorie“, fährt er fort, „würde selbst ein Roman sein“. Darin würden die Schatten Dantes leben, Shakespeare und Cervantes würden darin trauliche Gespräche halten und der Sancho würde von neuem mit dem Don Quixote scherzen. Das wären dann wahre Arabesten, das wäre ein echter Roman.¹⁾

Was versteht nun Friedrich Schlegel unter der Arabeste, in der er das Wesentliche des Romans erkennen will, die er insbesondere im Roman verwirklicht wissen will?

Als Friedrich Schlegel in seinem „Gespräch über die Poesie“ in den „Epochen der Dichtkunst“²⁾ über Cervantes sprach, nannte er die Galatea „eine wunderbar große Rom-

¹⁾ Man vergl. den „Brief über den Roman“, Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, S. 367 ff.

²⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, S. 343 ff.

position von ewiger Musik der Phantasie und der Liebe“, und er hob hervor, daß im ersten Teile des Don Quixote „der phantastische Witz und eine verschwenderische Fülle kühner Erfindung herrschen“. Da hätten wir also hervorgehoben, was er am Cervantes so trefflich fand: die Arabeste.

In dem ganzen künstlichen Wesen, in dem Wechsel von Enthusiasmus und Ironie sieht Friedrich Schlegel die Arabeste: in der ganz ursprünglichen Außerung der Phantasie. In der Arabeste erscheint zum Unterschiede von der Mythologie die Natur noch ungeordnet, verwirrt, als schönes Chaos dem bewußten Verstand gegenüber gestellt. In ihr ist der Stimmungswert der Natur gleichsam noch nicht aufgehoben durch irgendwelche Einordnung oder Unterordnung. Insofern ist sie der reinen Lyrik nahe. In der Arabeste haben wir die Stimmung des Chaos schlechthin und dazu die Stimmung des ersten Denkens über dieselbe; der Widerspruch ist noch nicht gedanklich gelöst, er wird vielmehr vom Verstande an sich als interessant bejaht.

Es ist unbewußte Begabung der Phantasie, die in Tätigkeit gesetzt wird und die im Gebildeten gleichsam an den Naturzustand erinnert. Freilich ist sie heute kein Naturprodukt mehr, sondern sie zeigt sich am vorzüglichsten dort, wo eine tränkliche Phantasie ist wie bei Jean Paul.

Darüber soll man jedoch nicht empört sein, sondern man soll sich freuen, daß es noch soviel Grotestes in der Welt gibt. Dadurch kann man sich hinwegsetzen über das Dumme, Einfältige, Ungebildete, das sich überall in der Welt breit macht.

Die phantastische Form nimmt er in besonderer Weise gerade für das Romantische in Anspruch. Er sagt sogar: „Nach meiner Ansicht und meinem Sprachgebrauch ist eben das romantisch, was uns einen sentimentalischen Stoff in einer phantastischen Form darstellt“.¹⁾

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, S. 370.

Das Sentimentale im Arabestenhaften ist also die Hauptsache; oder das Romantische im Arabestenhaften. Das heißt aber: Die musikalische Eönung der Welt erscheint in der Arabeste in der mannigfaltigsten Form, die aber doch immer nur Nebensache bleibt, nur Mittel „Hinbeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur“. ¹⁾

Wir sehen, es handelt sich auch hier nur um die Variation des einen Thema: um das Erkenntnisziel der Kunst nach der Anschauung der Frühromantik. Auch die Phantasie hat eben die Aufgabe, an der Erreichung des einen Zieles mitzuwirken. Sie soll mit Wiß und Geist aus allen Kräften sich zu äußern suchen, um das Göttliche aus der Sphäre der Natur herüber zu retten in das Reich der Mittheilbarkeit.

Zu dem Zwecke hat dann Friedrich Schlegel selbst seine „Lucinde“ geschaffen, im ganzen ein so verunglücktes Produkt, im einzelnen aber oft voll wahrhaft göttlicher Musik und voll von einer Weisheit, die im Schatten des Ewigen redet.

Es war seine frühromantische Epoche, die Zeit um 1800, in der Friedrich Schlegel jene Anschauungen vertrat, die man bisher so oft als die romantischen schlechthin ansprach. Man meinte dann überhaupt jenen Komplex von Anschauungen und Meinungen, die im „Athenäum“ ihren Ausdruck fanden. Und man bedachte nur zu wenig, daß diese Zeit der Frühromantik für die beteiligten Personen, insbesondere für Friedrich Schlegel nur den Charakter einer Durchgangsepoche hatte.

¹⁾ Minor, Friedrich Schlegel, Bd. II, S. 371.

Bereits im Jahre 1802 gab Friedrich Schlegel in dem Bericht seiner „Reise nach Frankreich“, die er in seiner neu gegründeten Zeitschrift „Europa“ im Jahre 1803 veröffentlichte, offenes Zeugnis von seinen veränderten Anschauungen. Wie der weltbürgerliche Denker sich hinwandte zu nationalem Denken, mußte auch das frühromantische Ästhetentum aufgegeben werden. Das Gedicht „Am Rhein“, das er in dem Reisebericht einfügte, besaß schon, wie der Reisebericht selbst, ein starkes patriotisches Pathos. (Und wie hatte er doch in seiner frühromantischen Zeit jedes Pathos verurteilt!)

Der Aufsatz „Literatur“ aus demselben ersten Hefte der „Europa“ zeigte freilich wieder den frühromantischen Standpunkt. In den Lessingbüchern¹⁾ aber stellte er dann die Tendenz hin als das Kriterium der Beurteilung eines Schriftstellers. Und er meinte: „Der Wert einer werdenden Literatur liegt in der Kraft und in der Tendenz.“²⁾ Wie sehr ein Schriftsteller durchaus und unverrückt nach dem Guten gestrebt habe, danach müsse er bemessen werden.

Die Gedichte des „Poetischen Taschenbuchs“³⁾, soweit sie von Friedrich Schlegel selbst stammen, gehören zur Lucindendichtung, stammen also aus frühromantischem Boden und kommen darum für die Kennzeichnung der Entwicklung nicht in Betracht.

Im März 1807 erschien dann aber der „Dichtergarten“⁴⁾, in dem Friedrich Schlegel fast ausnahmslos nur jene Gedichte veröffentlichte, die seinen neuen Anschauungen entsprachen.

¹⁾ Lessings Gedanken und Meinungen, aus seinen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel (Leipzig 1804).

²⁾ Ebenda, Bd. I, S. 62.

³⁾ Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1806 von Friedrich Schlegel (Berlin 1806).

⁴⁾ Dichtergarten — Erster Gang, Violon, herausgegeben von Rostorf (Würzburg 1807).

Hier und in seinen Kölner-Vorlesungen verkündete er nun:
Nicht Erkenntnis ist das Ziel der Dichtkunst, diese soll viel-
mehr stehen im Dienste höchster ethischer Werte — im Dienste
von Religion und Vaterland.

Die spielende, müßige, träumerische Phantasie der Dich-
tung der letzten Epoche¹⁾ wird verabschiedet, und das Pathos
der Dichtung der Freiheitskriege fängt zu schwingen an.²⁾

¹⁾ Man vergl. den Brief A. W. Schlegels an Fouqué vom 12. März
1806. A. W. Schlegels Sämtliche Werke (Leipzig 1846), Bd. 8, S. 142 ff.

²⁾ Man vergl. des Verfassers Buch „Friedrich Schlegel als
politischer Denker und deutscher Patriot. Berlin 1917, S. 135 ff.

+

Rofoto / Von Paul Thun

Schwebt nicht, schwingt sich nicht die lockre Balustrade?
Quellen Blumen nicht aus den geschweiften Vasen?
Flattert nicht das Steingewand der Statuen? —
Verse klingen auf, es rollen Flötentöne,
Und der tote Geist aus lachendem Jahrhundert
Lebt und liebt und blüht und singt und lacht und lacht . . .

+

Heinrich von Kleist im Harz

Von Friedrich Dennert

Zu den Reisenden, die schon vor hundert Jahren sich an den Schönheiten des Harzes erfreuten, gehört auch der Dichter Heinrich von Kleist. Zweimal hat er den Harz besucht. Zuerst im Jahre 1797, ein zweites Mal 1801.

Bekanntlich ist über des Dichters Leben nur verhältnismäßig wenig überliefert; so ist auch das, was wir über seine Harzreisen wissen, nur spärlich. Unsere Kenntnis hiervon beruht, wie auch sonst über die wichtigsten Vorfälle seines Lebens, in der Hauptsache auf seinen Briefen, die er an seine ihm treu ergebene Schwester Ulrike und an seine Braut Wilhelmine von Zenge gerichtet hat. Hier sind sie allerdings fast versteckt unter den seine Briefe beinahe ausschließlich füllenden Betrachtungen philosophischer und lehrhafter Natur.

Über Kleists erste Harzreise im Jahre 1797 liegen nur wenige verstreute Nachrichten vor. Kleist war in seiner Jugend sehr musikalisch und hatte während seiner Leutnantszeit in der Garnison Potsdam als ausübender Künstler auf der Flöte und der Klarinette mit drei anderen Offizieren und Freunden ein Musikquartett gebildet; die drei waren Hartmann von Schlotheim, Karl von Gleißenberg und der spätere Generalleutnant Johann Jakob August Kühle von Lilienstern*), der in den Freiheitskriegen als Blüchers Generalstabsoffizier und später als fruchtbarer Militärschriftsteller sich auszeichnete. Dieses Quartett nun unternahm im Sommer 1797 — die

*) Kühle, 1780 geboren, wurde, nachdem er die Kriege 1806/07 mitgemacht hatte und hier seines diplomatischen Geschickes halber eine wichtige Rolle als Vermittler zwischen den verbündeten Armeen und den verschiedenen Heerführern gespielt hatte, später der erste Direktor der neugegründeten Kriegsakademie. Er starb am 1. Juli 1847 in Salzburg.

genaue Zeit wissen wir nicht — angeblich ohne Geldmittel mitzunehmen, eine „Konzertreise“, welche die Reisekosten selber einbringen mußte, und die als Vergnügungsreise, nur den Schönheiten der Natur und der Landschaft geltend, eine Abwechslung in den damals so eintönigen Garnisondienst bringen sollte.

Über diese Reise ist uns kein Bericht erhalten, nur Einzelheiten erwähnt Kleist in späteren Briefen an seine Braut Wilhelmine von Benge in Frankfurt a. D. (vom 19. 9. 1800 u. a. a. D.) und außerdem in einem Aufsatz: „Über die Kunst, den sichern Weg des Glücks zu finden und ungestört, auch unter den größten Drangsalen des Lebens, ihn zu genießen“, der vermutlich 1798/99 verfaßt und an eben seinen Freund Kühle gerichtet ist. Infolgedessen können wir auch heute noch nicht den Verlauf der ganzen Reise feststellen; wir wissen nur, daß Kleist mit seinen Freunden den Stubenberg bei Gernrode, Quedlinburg, den Regenstein und den Brocken besucht hat. Auf dem Stubenberge erlebten sie einen Sonnenaufgang, der auf Kleist einen unvergeßlichen, tiefen Eindruck machte. Aus dem genannten Briefe entnehmen wir hierüber folgendes:

„Hast du noch nie die Sonne aufgehen sehen, über eine Gegend, in welche du gekommen warst im Dunkel der Nacht? Ich habe es. Es war vor drei Jahren im Harze. Ich erstieg um Mitternacht den Stubenberg bei Gernrode. Da stand ich schauernd unter den Nachtgestalten, wie zwischen Leichensteinen; und kalt wehte mich die Nacht an wie ein Geist, und öde schien mir der Berg wie ein Kirchhof. Aber ich irrte nur, solange die Finsternis über mich waltete. Denn als die Sonne hinter den Bergen hinauffstieg, und ihr Licht ausgoß über die freundlichen Fluren und ihre Strahlen senkte in die grünenden Täler und ihren Schimmer heftete um die Häupter der Berge und ihre Farben malte an die Blätter der Blumen und an die Blüten der Bäume — ja, da hob sich das Herz mir unter dem Busen, denn da sah ich und hörte und fühlte, daß ich ein Paradies vor mir hatte.“

Die vier Freunde haben dann anscheinend auch Quedlinburg und, wie wohl als sicher anzunehmen ist, die damals schon als Sehenswürdigkeit berühmte Kofstrappe¹⁾ und darauf den Regenstein besucht. Über diesen ist von Kleist folgende Äußerung erhalten: „Mit weit mehrerem Vergnügen als der Aussicht vom Brocken gedenke ich dagegen der Aussicht von der mittleren und mäßigen Höhe des Regensteins, wo kein trüber Schleier die Landschaft verdeckte und der schöne Teppich im ganzen, wie das unendlich Mannigfaltige desselben im einzelnen klar vor meinen Augen lag. Die Luft war mäßig, nicht warm und nicht kalt, gerade so, wie sie nötig ist, um frei und leicht zu atmen.“ Daß Kleist mit seinen Freunden von hier aus einen Abstecher nach der Baumanns- und der Bielschöhle gemacht hat, die damals einen Hauptanziehungspunkt des Harzgebirges darstellten und deren Besuch von keinem Harzreisenden unterlassen wurde, wie uns die vielen Reiseberichte bezeugen, können wir wohl als sicher annehmen. Die von Christian Friedrich Schröder herausgegebenen Jahrbücher der Bielschöhle über die Besucher der Höhle schließen leider mit dem Jahre 1796 ab²⁾, und es ist mir nicht bekannt, ob die späteren Eintragungen noch aufbewahrt worden sind, unter denen sich dann vielleicht die Kleists und seiner drei Freunde finden würden. An derselben Stelle des genannten Aufsatzes lesen wir dann die Mitteilung, daß Kleist auf dieser ersten Harzreise den Brocken bestiegen hat. Auch hier ist es die Aussicht von dem hohen Berge, deren Eindruck bei ihm hauptsächlich haften blieb: „Wie wenig beglückend der Standpunkt auf großen, außerordentlichen Höhen ist, habe ich recht innig auf dem Brocken empfunden. Lächeln Sie nicht, mein Freund,

¹⁾ Nach dem damaligen Zeitgeschmacke wurde weniger das Bobetal mit seinen heute von uns so geschätzten Schönheiten besucht und bewundert, als vielmehr die Kofstrappe mit ihrem Male und dem Blicke in die Tiefe.

²⁾ 2. Aufl. Berlin 1796.

es waltet ein gleiches Gesetz über die moralische wie über die physische Welt. Die Temperatur auf der Höhe des Thrones ist so rauh, so empfindlich und der Natur des Menschen so wenig angemessen wie der Gipfel des Brocksberges, und die Aussicht von dem einen so wenig beglückend, wie von dem anderen, weil der Standpunkt auf beiden zu hoch und das Schöne und das Reizende um beides zu tief ist." Außer einer anderen gelegentlichen Bemerkung in einem Briefe an seine Braut (3. 6. 1801), wo Kleist diese Brockenbesteigung nur erwähnt, konnte ich weiteres über diese wie über den weiteren Verlauf der ersten Harzreise nicht ermitteln. Auch hier will es leider ein widriges Geschick, daß die sonst so sorgfältig aufbewahrten Brockenstambücher für die Jahre vor und nach 1800 verloren gegangen sind, sodaß wiederum die sicher geschehene Eintragung der vier Potsdamer Gardeleutnants über ihre Brockenbesteigung nicht auf uns gekommen ist, die uns vor allem eine urkundliche Auskunft über den Zeitpunkt gegeben hätte.

So wissen wir denn heute über Kleists erste Harzreise nur, daß sie im Jahre 1797 unternommen wurde, und die allerdings feststehenden Tatsachen, daß er die genannten Ortschaften besucht hat.

Etwas mehr erfahren wir über seinen zweiten Besuch des Harzes im Jahre 1801, über den wir einen, wenn auch etwas gedrängten Bericht von ihm selber besitzen. Dieser Harzbesuch bildet im Gegensatze zu der ersten Harzreise einen Teil einer größeren von Kleist unternommenen Reise, die ihn von Berlin über Dresden, Göttingen, die Rheingegenden nach Paris führte. Diese Reise nennt sein Biograph Otto Brahm die „Reise nach dem Berufe“ zum Unterschiede von Kleists früherer großen Reise nach Würzburg im Jahre 1800, der „Reise nach dem Glücke“, das allerdings der unglückliche Dichter weder auf ihr noch auch später finden sollte; diese Reise ist übrigens in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, das wohl niemals aufgeklärt werden wird.

Heinrich von Kleist war überarbeitet, und seine Nerven waren erschöpft. Er hatte inzwischen, im Jahre 1799, den Abschied genommen, und sich mit großem Eifer auf das Studium der Mathematik und Philosophie an der Universität Frankfurt a. O. und in Berlin geworfen, hier sich übrigens auch praktisch auf den Beruf eines Staatsbeamten vorbereitet, nachdem er sich im Jahre 1800 mit Wilhelmine von Zenge in Frankfurt a. O. verlobt hatte. Durch die Reise wollte er seinen Geist und seine Nerven erholen und neue, frische Anregungen durch den Besuch eines großen Teiles von Deutschland, der Schweiz und einen geplanten längeren Aufenthalt in Paris gewinnen. Die ganze Reise aber sollte ihm Klärung für sein zukünftiges Leben bringen: „Mein Wille ist zu reisen . . . Ich kehre um, sobald ich weiß, was ich tun soll. Einen frohen Gesellschafter wirst du nicht finden . . .“ schrieb er an seine Schwester Ulrike, als er sie im März aufforderte ihn zu begleiten.

Zu der Reise nun, die ihn zum zweiten Mal zum Harze führen sollte, traf er umfassende Vorbereitungen. Er wollte sie mit seiner Schwester Ulrike unternehmen, die ihn auch tatsächlich bis Paris begleitete und zwar meist, um bequemer sich bewegen zu können, in Männerkleidern.

Ende April 1801 traten sie die Reise an und fuhren zunächst nach Dresden. Hier ging ihm, wie einst Goethen, der Sinn für die Kunst bei den reichen Sammlungen der Elbresidenz auf. In Leipzig knüpfte er Bekanntschaft mit den Professoren der Universität an, u. a. mit dem dort lehrenden Professor der Mathematik Hindenburg (1741—1808), einem Vorfahren unseres Feldmarschalls. Die Reise ging dann über Halberstadt, wohin ihn der Ruf des Dichters Gleim zog, und Wernigerode nach Göttingen. Von hier haben wir einen kurzen Bericht über den bisherigen Verlauf der Reise in einem Briefe an seine Braut vom 3. Juni 1801, aus dem wir mit Kleistens eigenen Worten wiedergeben wollen, was er am Harze erlebt.

„Wir reisen mit eigenen Pferden, die wir in Dresden gekauft haben. Johann (der mitgenommene Diener) leistet uns treffliche Dienste. Wir reiseten wie die alten Ritter, von Burg zu Burg, halten und wechselten gern ein freundliches Wort mit den Leuten. Wir suchen uns in jeder Stadt immer die Würdigsten aus . . . In Halberstadt besuchten wir Gleim, den bekannten Dichter, und fanden einen der rührendsten und interessantesten Greise, die ich kenne. An ihn waren wir zwar durch nichts adressiert als durch unsern Namen, aber es gibt keine bessere Adresse als diesen. Er war nämlich einst ein vertrauter Freund Erwald Kleists, der bei Frankfurt fiel.¹⁾ Kurz vor seinem Tode hatte dieser ihm noch einen Neffen Kleist empfohlen, für den jedoch Gleim niemals hatte etwas tun können, weil er ihn niemals sah. Nun glaubte er, als ich mich melden ließ, ich sei es, und die Freude, mit der er uns entgegenkam, war unbeschreiblich; doch ließ er es uns nicht empfinden, als er sich getäuscht sah, denn alles, was Kleist heißt, ist ihm teuer. Er führte uns in sein Cabinet, geschmückt mit den Gemälden seiner Freunde. Da ist keiner, sagte er, der nicht ein schönes Werk schrieb oder eine große Tat beging. Kleist tat beides und Kleist steht obenan. Wehmütig nannte er uns die Namen der vorangegangenen Freunde, trauernd, daß er noch zurück sei. Aber er ist 83 Jahre und die Reihe wohl auch bald an ihn²⁾. . . In Wernigerode lernten wir eine sehr liebenswürdige Familie kennen, die Stolbergische³⁾. In Goslar fuhren wir in den Rammelsberg, wo in großen Höhlen die

¹⁾ Erwald Christian von Kleist, der Dichter des „Frühlings“ und des siebenjährigen Krieges, in inniger Freundschaft mit Gleim, dem „alten Grenadier“ verbunden, wurde geboren am 7. März 1715 und starb als preussischer Major an den in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen tödlichen Wunden am 24. August 1759 in Frankfurt a. D.

²⁾ Er starb am 18. Februar 1803, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens fast erblindet war.

³⁾ Regierender Graf zu Stolberg-Wernigerode war damals Graf Christian Friedrich.

Erze mit angezündeten Holzstößen abgebrannt werden und alles vor Hitze nackend arbeitet. Man glaubt in der Hölle oder doch wenigstens in der Werkstatt der Zyklopen zu sein. Von Ilfenburg aus bestiegen wir den Brocken am Nachmittage des 31. (Mai), den du schon aus meiner früheren Reisebeschreibung kennst. Ich habe auch Quedlinburg lange wieder, aber nur von weitem gesehen. In Ilfenburg habe ich den Teich gesehen¹⁾, auf welchem Knobelsdorf als Kind herumgesehen ist."

Kleist hat also anscheinend diesesmal nur den Nordrand des Harzes besucht; wir müssen auch hier wieder bedauern, daß die verschwundenen Brockenbücher für das Jahr 1801 uns keine Auskunft über seine zweite Brockenbesteigung geben können. Den größten Eindruck scheint auf Kleist der Besuch bei Vater Gleim in Halberstadt gemacht zu haben, wie seine Schwester Ulrike später geäußert hat. Weil er selbst schon damals den Dichter in sich fühlte, hatte er den als Beschützer und Förderer junger Talente bekannten Vater Gleim aufgesucht. „Dieser war“, wie Kleists Biograph sagt, „der erste berühmte Dichter, den er sah und er empfing von dem Alten einen sehr sympathischen Eindruck; besonders angenehm berührte es ihn, daß Gleim noch von seinem Vorfahren, dem Dichter des siebenjährigen Krieges Ewald Christian von Kleist 40 Jahre nach seinem Tode ein so herzliches Andenken hatte. Durch die Halberstädter Tage gestärkt, wagte sich deutlicher in ihm das Verlangen hervor, Christian Ewalds Dichternamen Ehre zu machen.“

Es scheint, als ob bei der zweiten Harzreise Kleists Sinn nicht mehr so empfänglich war für die Schönheiten der Natur, denn mit keinem Worte gedenkt er ihrer, trotzdem sein Bericht doch nur ein paar Tage danach geschrieben wurde, — im Gegensatz zu den starken Eindrücken bei der ersten Reise, die noch so lange in ihm nachlebten.

¹⁾ Den bekannten Teich vor dem Wirtshause zu den Roten Forellen.

Hoffentlich bringen spätere Forschungen über Kleistens Leben, das ja so viele noch ungeklärte Probleme bietet, auch einmal mehreres über seine Harzreisen zutage; dann wird es vielleicht gelingen, das Dunkel, insbesondere über die erste Reise etwas zu lüften.



Nebel / Von Ernst Ludwig Schellenberg

Die Nebel kühler Dämmerung wehn und tauen;
Man wandelt einsam im Geheimnisrollen.
Ein Bauer stößt den Pflug durch träge Schollen,
Die großen Säule dampfen, grau im Grauen.

Tief im Kartoffelacker wühlen Frauen,
Als grüben sie sich schwer durch niedre Stollen.
Am Feldrand, wo die Hüterwagen rollen,
Verirrt sich die Chaussee im Ungenauen.

Der Abend duftet lau nach Thymian;
Ein Heimweh rührt den Spätbessliffnen an.
Und eine jäh verirrte Stimme wacht

Wie Echo auf und schwimmt als feuchter Hauch.
Dann schiebt sich ängstlich, wie bedrückter Rauch,
Ein dünnes Läuten durch die frühe Nacht . . .





Der Wanderer / Aus der Dichtung „Die Asen“ Von Hans Freiherrn von Hammerstein

1.

Verlassen hab ich die goldene Halle.
Am leeren Hochsitz heulen die Wölfe.
Im wallenden Blaurock und Wolkenhut,
Den Stab in der Faust fuhr ich ins Weite.

Ob ich die Fährte der Schönen fände.
Meinem Blick entchwand sie und blüht meinen Träumen.
Bei Alben fragte, bei Toten der Ase,
Weitum bei Menschen. Wußt keiner von ihr.

Bei Hirten lag ich, in Hütten trat ich,
Ein fahrender Mann saß ich am Feuer
Bei Armen und Reichen; aber am liebsten
Bei der Einfalt und Einsamkeit.

Den Wanderer trafen am Weg schon viele,
Ruhten mit ihm unter rauschendem Eichbaum,
Tauschten Rede und nahmen Rat.
Doch wenige ahnten den Fürsten der Asen.

2.

Ich wandre und wandle. Und um mich her
Rollten Jahrtausende wie Menschen Tage.
Fiolnir heiß ich. In vielen Gestalten
Bin ich der eine uralte Schöpfer.

Har bin ich, der Hoherhabne,
Ygg, der Schrecker, Grim der Verhüllte,
Der Alte vom Berge, der Reiter im Sturm,
Siegwäter, Walwäter, Streitreger, Schildschwinger.

Milbaug, Flammaug, Breithut, Weißbart,
Herr der Wünsche, Zaubergewaltiger,
Wahrsprecher, Käsekrater.
Wie der Wind bin ich über aller Welt.

Im Rauschen der Haine spürt meinen Hauch.
In Wäldern web ich, in Wolken walt ich.
Mich bergen die Gipfel, mich brausen die Wasser.
Wie ich atme regt sich das All.

3.

Als Hirt mit lichten Schafen
Zieh ich ins Abendrot hinein
Und spiel ein Lied. Da schlafen
Die Wälder ein.

Und wie sie leiser rauschend
Im weiten Rund zur Ruh sich wehn,
Bleibt wohl ein Wanderer lauschend
Am Wege stehn.

Die Wolken glühn versunken
Am dämmerblauen Gipfelsaum.
Ihm wird, als wär er trunken
Und alles Traum.

Er sieht ins Dunkellare
Wie tief in Sagenzeit hinein,
Als müßt's die wunderbare
Urheimat sein.

Es zieht geheime Kreise
Das Lied aus Mondesferne her.
Er folgt der alten Weise
Und kehrt nicht mehr.

4.

Im Morgenreif rosten die Wipfel.
 Windfrische trägt des Westens Hauch.
 Schleiern entklären sich flimmernde Gipfel.
 Die Äder atmen duftenden Rauch.

Ich lieg am Strauch unter blauenden Schlehen
 In milde reifender Sonnenruh,
 Schaue den Flügen schwarzschimmernder Krähen
 Und dem langsam pflügenden Bauern zu.

Nachträumend sinn ich versunkne Zeiten,
 Da mir die Schöpfung werdend entquoll,
 Frisch und rein, voll Hoffnung die Weiten
 Und alle Nähe der Freude voll.

Da bröhnend aus nächtiger Knospe Siegel
 In Lichtgarben der Urtag brach.
 Es sangen die Ströme, es klangen die Hügel,
 Es schwangen die Wälder das Mächtige nach.

Es singen die Flüsse in weiten Wenden,
 Klingt die Ferne ahnend auch nun
 Ein süßes Lied vom Reifen, Vollenden,
 Ein müdes Lied vom Neigen und Ruhn.

Wozu noch Trachten, Hasten und Schweifen?
 Schon rundet die Frucht sich goldumlaubt
 Dem Fall entgegen. Gold will ich greifen,
 Sonnengold mir kränzen ums Haupt.

Zu Gipfel steigen, Gold streuen,
 Gold schütten über Hügel und Hang,
 Und mich der funkelnden Fülle freuen
 Und singend wandern gen Untergang.

Euch lieb ich, ihr Echten vom Afenstamm,
 Die ihr sonnigen Scheitels und lichtäugig seid,
 Harten Sinnes, im Herzen mild,
 Langsam im Rat und rasch zur Tat.

Wie der Falken Art unter allem, was fliegt,
 Und der Hirsch mir lieb, von den Läufern im Forst,
 Und der schwerwüchsige, schwielige Eichbaum,
 Von allem, was Laub trägt, so lieb ich euch.

Wie der Graufels seid ihr, der in groben Blöcken
 Von krummen Föhren und Kraut umwachsen
 Auf Haiden ruht, von Ansehn rauh,
 Doch innen birgt er Edelgestein.

Gern unter euch geh ich verwandelt.
 Oft im Thing saß Odin als Richter,
 Heeren vorauszog sein Adlerhelm.
 König war er. Ihr wußtet's nicht.

Vom großen König geht euch die Kunde,
 Sein Tod sei Schlaf. Tief träumend
 Schlummert verborgen im Berge er fort,
 Bis zum Volk ihn ruft der Tag der Gefahr.

Hütet die alte, heilige Krone.
 Vom echten Stamm nur trage sie einer.
 Keinen Sinnes wählet die Richter.
 Achtet der Runen und alten Gebrauchs.

In euren Fürsten und Vätern ehrt mich,
 In Greisen, an Wissen reicher als Worten,
 Und in den Sängern. Alle sind sie
 Meines Odems Söhne, bin ich's nicht selbst.

Heut aber besteig ich mein nebelfalbes Roß.
 Zu lang schon, daß mich dies Liegen und Harren verdroß,
 Zu lang schon, daß ich den Grimm im Busen verschloß.

Was Fliegen, Rennen und Rasen kann, lad ich zum Ritt.
 Ihr Stürme, ihr Wetter und Hagel, haltet ihr Schritt?
 Den Staub und das Laub und die Wolken, die nehmen wir mit.

Her alles, was wütet und wüftet, reißt und verheert,
 Was rastlos im nächtlichen Raum nach Beute fährt,
 Was schleicht und schreckt und die Ruhe des Friedlichen stört.

Fledermaus, Eule, Wolf, Luchs, Bär,
 Here, Kobold, Kröte und Ratte her,
 Und mitgeschleift und gewirbelt, was plump und schwer!

Und nun erhebt in der Schar eurer Stimmen Schall,
 Geheul, Gebrüll und Gebraus, Gepolter und Knall,
 Geträchz, Gejohl, Gewieher und Wiederhall.

Klammere sich an die Erde, was Wurzeln hat!
 Wir fegen die Wipfel nieder, die Halme platt.
 Hinter uns bleibt nur kahle, verödete Statt.

Wir rollen die rasselnden Dächer von Hof und Haus,
 Wir blasen die bänglich flatternden Lichter aus,
 Wir reißen die Funken aus allen Herden heraus.

Wir fahren über die Gräber und Grüste her.
 Die Toten erwachen und heben die Steine schwer.
 Die Toten fahren mit uns im heulenden Heer.

Flüchte nur Wanderer und bete im Grauengetos!
 Steckt nur Rinder der Mutter den Kopf in den Schoß!
 Breithut ist heute mit all seiner Meute los.

Und als ich in trüber Frühe mich umgeschaut,
Da hat es mir selber in der Wüste gegraut
Vor den Baumgerippen, die tropfender Nebel umbraut.

Reisfriesen, tretet das traurige Erbe an!
Es ist, wie ihr schnobert und greift, nichts Frohes mehr dran.
Und staunt, wie der alte Schöpfer zerstören kann!

7.

Ein Baum wächst im Wald wie der andere,
Doch eigenen Sinnes der einsame.
Der sturmhaupte auf kahler Höh
Breitet den Wipfel knorrig und wild.

Meide die Leute. Gemeinschaft knechtet.
Abseits vom Dorfe siedelt der Edle.
Von Geschwätz ist die Menge voll wie von Schwären,
Die Torheit triefen, Torheit verbreiten.

In der Wildnis suche der Weisheit Blume,
Freiheit bei Aaren, Friede in Forsten,
Weiber bei Weibern, Männer beim Meth.
Doch einsam geh, soll ein Gott dir begegnen.



Aufzeichnungen Eichendorffs aus dem Jahre 1815

Karl Freiherr von Eichendorff, der Enkel des Dichters, übermittelt dem Herausgeber nachfolgende Notizen, die erst nach der Veröffentlichung der Tagebücher in seinen Besitz gelangten und als Ergänzung der „Tagebücher“ zu betrachten sind. Die mit Bleistift auf glatten glänzenden Karton niedergeschriebenen Aufzeichnungen erscheinen jetzt fast vollständig verwischt und können selbst vom vertrauten Kenner der Eichendorffschen Handschrift nur mit Mühe entziffert werden. Ganz unleserliche Stellen deutet unser Abdruck durch Punktierungen an. Die vorgefundenen Notizen sollten anscheinend die Grundlage für die spätere Tagebuchführung bilden.

* * *

Magazin Depot = Schilbergasse = Stromberg bei Vaunvois am Kaufhaus. Auf der Brach beim Viertelsmeister (?) Breuer.

22t. April um 6 Uhr Abends Sonnabends Zehlendorf, Potsdam, Groß-Streuß, Brandenburg. 23t. April Ziesar, Hohenziaß, Magdeburg. 24t. April Egeln, Kroppenstedt, Gröningen, Halberstadt, Zilly. 25t. April Osterwyk, Rimbeck, Hornburg, Bornum, Nettlingen, Hildesheim, Eltze, Hohusen [?], Oldendorf, Bückeburg, Minden, Rehme, Herford, Bielefeld, Brockhagen, Warendorf, Telgte, Münster, Appelhülsen Dülmen, Dorsten, Duisburg [?]. 30t. April in Düsseldorf über Nacht. 1t. May übern Rhein. Neuß. Furth. 2t. Mai in Jülich über Nacht. 3t. Mai in Aachen. 4t. Mai über Herve (Sachsenzug) in Lüttich. Bei Benny.¹⁾ Spaziergänge. 7t. Bei Gneisenau²⁾ zu Mittag gespeist, Gröben³⁾ etc. An Louise geschrieben. 9t. Spazierritt und Bad in Chaudfontaine mit Benny. 10t. Spazierritt Abends an der Maaß. Souper im Sanssoucis, wo Offiziere mit Huren tanzen etc. In der Nacht Allarm. 11t. Hauptquartier nach Hannut. Ich allein mit

¹⁾ ²⁾ ³⁾ s. hist.-krit. Ausgabe, Bd. XI, S. 390.

Cabriolet bis Herve, dann auf Karren nach Aachen. Schon spät. Tanzende auf der Straße. Herrliche Aussicht auf [?] d. Umzäunungen etc. In Aachen bei H. Dubusc.¹⁾ Mann ein Franzose. Dicke wirtschaftl. Frau, Tochter aus dem Pensionat. Der alte Herr Klöcker. Meine Spaziergänge u. Liegen im Grafe an der Mastrichterstraße mit Cigaro. 15t. Hulbigungs- fest.²⁾ Gerüst auf dem Rathause. Herold-Zug, Kanonendonner etc. Abends Feuerwerk und Illumination. 17t. Görres getroffen. 19t. Auf dem Paradeplatze unsere Bestimmung erhalten. An Louise geschrieben. (Mit meinen Wirtsleuten spazieren in Burtscheidt, Trinettchen löschen S . . . ' Licht aus; der alte H. Clöcker mit seinen Kunststücken, Rhiel etc.) 21t. Mit 19 Offizieren u. 1 Major auf Karren fort, in einem Dorf bei Neuß über Nacht. 22t. Über Neuß in Crefeld eingetroffen. Beim Juristen Schenntzgen³⁾ [?] logirt. 29t. Briefe von Louise. In Crefeld Bibliothek im Hause. Exercieren.

Auf den Kapp.⁴⁾ 1t. Juni. Nach Neuß mit C. Brederlo[w], Busch u. Veit mit Extrapost, Kabbrechen. Alte Karrete. In Neuß bei Zimmermann.⁵⁾

D. 6t. des Morgens Spazierfahrt. Nachmittag in Gnadenfeld.

Rittmeister Ratscheß [v. Raczeck] nebst Frau und
Lächerliches Anhalten der Bauern wegen Landesvisitation. . . .

¹⁾ Zur Erinnerung an den Aufenthalt Eichendorffs in Aachen ist an dem ehemaligen Wohnhause des Krakenfabrikanten A. Dubusc (Pontstr. 88) im Jahre 1911 eine Marmortafel angebracht worden. Die Errichtung eines Gedenksteines im Aachener Stadtwalde ist seitens des Aachener Geschichtsvereins in Aussicht genommen.

²⁾ Gelegentlich der Hulbigungsfeier am 15. Mai legten die städtischen Behörden und die Pfarrer im Namen der Stadt den Eid der Treue ab.

³⁾ Gemeint ist der 1823 gestorbene Staatsprokurator Paul Schünzgen.

⁴⁾ Das auf dem Krülls- oder Cap-Dyk gelegene Gebäude „Cap“ (jetzt Fabrik) war früher das Vereinslokal der ersten Gesellschaftskreise Crefelds.

⁵⁾ Angesehene Gutsbefitzerfamilie in Neuß.

7t. Abreise von Radoschau nach Breslau. Mittagbrot vor Krappitz, überall Landesvisitation. Nachmittag bis Proskau. Großes Schloß, Harasowsky, kleines Stübchen auf dem Hof.

D. 8t. Löwen. Reibereien mit E. zum erstenmahl
., in Brieg gut gefallen, um 7 Uhr Breslau, blauer Hirsch.

D. 9t. Spaziergang Nachmittag Spaziergang nach dem Weibendamm.

D. 8t. von Lubowitz, über Mittag in Troppau, über Nacht in Hof.

Den 9ten Mittag in Sternberg, Nacht in Proßnitz. D. 10t. Mittag in Psoritz, über Nacht in dem neuen Gasthause eine Meile von Brünn. D. 11t. Mittag Nicolsburg. Nacht Wilfersdorf, d. 12t. Mittag in Wolkersdorf, vor dem Dorfe eine Meile sieht man schon den Stefansthurm.



Der Fahrende / Von Alfred Wolff

Ich hielt vor einer Schmiede
Und sah dem Hämmern zu,
Das Eisen ächt' am Amboß
Und sprühte immerzu.

Herr Schmied, ich wollt's euch danken,
Legt' ihr mein Herz auch drauf.
Dann hörten meine Tränen
Und hört' das Wandern auf:



Eichendorff und sein Schulfreund Joseph Christian von Zedlik Von Ewald Reinhard

Im Oktober 1801 kamen die Brüder Wilhelm und Joseph von Eichendorff auf das katholische Gymnasium zu Breslau und wurden dort zugleich auch Angehörige des St. Josephskovvittes. Unter den Schulkameraden erscheinen mehrere schlesische Grafensöhne, so Magnis und Haugwitz, dann zukünftige Theologen, weiter aber auch ein Standesgenosse, der sich später als Dichter ebenfalls einen Namen machen sollte: Joseph Christian von Zedlik.

In Eichendorffs launig-trodenem Tagebuche wird des späteren Schöpfers der „Totenkränze“ öfters gedacht, so am 18. Januar 1804. Es heißt da: „War ich u. J. Strank, im Nahmen des Convicts, bey der Fr. Bar(onin) v. Zedlitz, mit glücklichem Erfolge um die Erlaubniß für ihren Sohn, auf unserem Theater mitzuspielen, zu erbitten“. Zedlik trat dann auch wirklich als Doris in der Rozebueschen Posse: Wirrwar auf, dann noch einmal in den drei folgenden Stücken. Nach einer Wiederholung der drei letzten Stücke im Konvitt fand eine „honnette Punschcondition nebst Kuchen“ statt, wobei „Zedlitz's: „Die Hühner, die verfluchten Hühner“ als merkwürdig notiert werden. Am 21. April 1804 erscheint Zedlik in einer gewichtigeren Rolle; Eichendorff erzählt nämlich: „Endigte das Examen des Gymnasiums, welchem den 20t. von 10—12 Uhr Vormittags auch der Minister Hoym in der Aula beygewohnt hatte u. mit Intraden u. darauf mit einer kleinen Anrede vom B. v. Zedlitz empfangen worden war“. Kurze Zeit darauf wird Zedlik wieder erwähnt; am 2. Mai notiert Eichendorff: „... Auch wäre der Zedlitz bald ertrunken“.

Am 18. August tritt Zedlitz wiederum als Redner auf. Daß Zedlitz kein Musterschüler war, wissen wir aus seinem eigenen Munde; darauff scheint auch die Bemerkung Eichendorffs einiges Licht zu werfen: „ . . . Auch mußte an diejem Tage Haugwitz et Zedlitz in der Schule eine halbe Stund stehen“.

Leider findet sich nirgends in Eichendorffs Tagebüchern eine Andeutung darüber, daß Zedlitz den Musen opferte, obwohl wir von Zedlitz selbst wissen, daß er schon damals sich im Drama versuchte. Sie waren demnach wohl eben nur Schulkameraden, wie es der oberflächliche Sinn des Wortes besagt.

Auch später fehlt jeder Anhalt dafür, daß sich die beiden Dichter einander näher traten, selbst dann nicht, als Zedlitz vor die Öffentlichkeit getreten war, und als auch Eichendorffs Name bekannter wurde. Desgleichen hören wir nie etwas von Beziehungen zwischen Zedlitz und Wilhelm von Eichendorff.

Nur ein einziges Mal können wir für die spätere Zeit einmal ein Zusammentreffen Eichendorffs und Zedlitzens nachweisen, nämlich für das Jahr 1846. Eichendorff befand sich damals für längere Zeit in der Kaiserstadt an der Donau, in regem Verkehre mit den Wiener Literaten; als Gast der Frau Emilie von Vinzer, mit der Zedlitz auf das innigste befreundet war, traf er dort denn auch den ehemaligen Schulfreund; auch Stifter und Grillparzer waren anwesend. Emilie von Vinzer schreibt darüber: „ . . . er (Zedlitz) lud ihn (Grillparzer), Stifter und Eichendorff ein, mit uns bei ihm zu essen; letzterer war sein Schulgenosse in Breslau gewesen; . . . das Mittagmahl mit den vier Dichtern war reizend, meine Töchter sangen Eichendorffs Lied: ‚In einem kühlen Grunde‘, das er bei einer Mühle bei Neisse gemacht hat; . . . Eichendorff habe ich seitdem nicht wieder gesehen“.

Darnach hat sich Zedlitz der Breslauer Bekanntschaft noch sehr wohl erinnert; aber keiner von beiden hat irgendwo

darauf Bezug genommen, ja, Eichendorffs Sohn Hermann, der zugleich sein Biograph wurde, erwähnt unter den vielen Wienern, die seinem Vater dort begegneten, nicht einmal den Namen des Sängers des „Waldfräuleins“. Desgleichen hat Eichendorff den poetischen Landsmann mit keiner Silbe in seiner Literaturgeschichte erwähnt; das ist um so verwunderlicher, als der Schöpfer des „Waldfräuleins“ dem „letzten Ritter der Romantik“ weit näher stehen mußte als der Schöpfer der „Totenkränze“ und des „Sterns von Sevilla“.

Aber die Bedeutung der beiden Dichter hat die Nachwelt längst das Urtheil gefällt; unstreitig war Eichendorff der ursprünglichere und gewaltigere, gegen seine farbensatten Gemälde muten Heblighens Dichtungen doch nur an, wie Schwind gegen Spitzweg, hier Tiefe und Kraft, dort Tönung und Spiel in Linien.

Gleichwohl ist es reizvoll zu sehen, wie Poeten miteinander leben, ohne sich zu verstehen und zu beachten, während andere Geister noch lange nach ihrem Scheiden die Nachfahren anregen und befruchten.



Frühling / Von Ewald Reinhard

In tausend Farben schwelgt das Land,
In frischem Grün die Wiesenflur,
In weißem Flor der Bäume Wipfel,
Und drüber wandelt im Azur,
In schneeig glänzendem Lalar
Der Wolken stille Pilgerschar.



St. Wendelein / Von Oswald Menghin

Ehe noch St. Wendelein
Seine Ruh gemolken,
Stürzen schon die Engelein
Schockweis aus den Wolken.
Von der guten warmen Milch
Wollen alle naschen
Und der allerkleinste Schwilch
Schleppt die größten Flaschen.

Wendelein wird hart bedrängt,
Guter Rat ist teuer,
Wer da nicht sein Teil empfängt,
Schreit gleich ungeheuer.
Wendelein gäb gerne zu,
Aber es ist bitter:
Selbst die größte Himmelstuh
Milcht nur hundert Liter.

Endlich ist gerecht verteilt
Und der Schwarm zerflattert.
Jeder rettet unverweilt,
Was er sich ergattert.
Wendelein sieht's mit Gebrumm:
„Steht es denn geschrieben?
Mir ist halt schon wiederum
Nicht ein Schluck geblieben!“



Wer ist „Hans auf der Wallfahrt“? Von Eduard Arens

In der kurzlebigen Zeitschrift „Die Wünschelruthe“ (Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht, Januar bis Juni 1818), einem Unternehmen echter Romantik, findet sich neben anderen meist durchsichtigeren Pseudonymen auch ein „Hans auf der Wallfahrt“. Von ihm sind 6 stimmungs- und empfindungsreiche Gedichte beigezeichnet, nämlich¹⁾

Nr. 8 (26. Jan.) S. 32 „Der Lindenzweig“ (Anfang: Sommer will aus heißem Herzen),

Nr. 15 (19. Febr.) S. 60 „Lied“ (Ich bin lustwandeln gegangen am Meer),

Nr. 31 (16. April) S. 123 „Lied“ (Wenn die Stern' am näch't'gen Himmel ziehen),

Nr. 43 (28. May) S. 170 „Der Knabe am Strome“ (Wo die Wasser strömen, da wird mir so wohl),

Nr. 48 (15. Juny) S. 189 „Des Knaben Meerfahrt“ 1—3 (1. Was fügst du, lieber Knab, zusamm'n; 2. Es bliden zwei Augen aus grünen Nach'n; 3. Was hör' ich die Wälder rauschen),

Zugabe Nr. 1 (July) „Der Kranz im Rhein“ (Der alte Rhein der rauschet).

Das von der Deutschen Bibliograph. Gesellschaft herausgegebene Bibliograph. Repertorium I. Zeitschriften der Romantik S. 331, 9 (ebenso im Register S. 454) vermutet, der Dichter sei vielleicht J(ohannes) Rreuser, weil der sich nach *Goedete* VII 1, 1124 auch des Pseudonyms „Hans Wohlgemuth“ bedient habe. Nun ist diese Vermutung schon an sich wenig stichhaltig, da ja nicht un-

¹⁾ Ich benutzte das Exemplar der Kgl. Berliner Bibliothek und das der Bibliothek in Göttingen. Als Probe habe ich mehrere der erwähnten Lieder unten zum Abdruck gebracht.

bedingt jeder Pseudonym ein Hans einem wirklichen Hans oder Johannes zu entsprechen braucht; außerdem liegt „Wohlgemut“ von „Wallfahrt“ ziemlich weit ab. J. Kreuser¹⁾, geb. 1795, 1814 Lehrer am Rölner Jesuitengymnasium (später Marzellen- jetzt Dreikönigsgymnasium), 1817 zu weiterer Ausbildung nach Berlin gesandt, wo er bis 1820 studierte, seitdem wieder Lehrer an Marzellen bis 1860, erst 1870 gestorben, hat außer anderm eine Reihe von Gedichtsammlungen veröffentlicht. Pseudonym (als „Hans Wohlfahrt“) aber nur die „Zeitgedichte“ 1843; hier liegt ja der Grund, weshalb er Verstecken spielte, klar auf der Hand. Bei seinen andern Dichtungen hatte es wenig Zweck. So hat er denn auch die erste Sammlung 1824 unter vollem Namen (nicht, wie Leimbach a. a. O. glaubt, „wohl anonym“) herausgegeben.²⁾

¹⁾ Vergl. über ihn besonders Kehrlein, Biogr.-lit. Lexikon I S. 211, und Leimbach, Deutsche Dichter der Neuzeit V S. 148 ff. (hier auch Proben seiner Gedichte, das Biographische hauptsächlich nach Brümmer).

²⁾ Dichtungen von J. Kreuser. Rölln a. Rh., Druck und Verlag von Joh. Pet. Bachem, 1824, VIII u. 290 S. — Exemplar auf der Röllner Stadtbibliothek. Ohne Inhaltsregister. „Seiner mütterlichen Leiterin Frau Elisa v. d. Recke, Reichsgräfinn von Medem in Dresden mit kindlicher Innigkeit geweiht.“ Die „Zueignung“ in Ottaverimo datiert Rölln a. Rh. 10. Sept. 1814 (auch S. 104 noch eine „Vorrede“: „Das ist des Dichters Streben . . .“) Das Ganze enthält (I) Lieberkranz S. 3—35. (II) Romanzen und Balladen S. 39—99. (Viel Nordisches, aber auch südliche Stoffe; S. 69 eine Röllner Sage über ein altertümliches Kreuz.) (III) Vermischte Gedichte. S. 103 bis 138. (IV) Distichen und Sprüche. S. 141—196. (V) Sonette. S. 199—224 (worunter einiges nicht übel; S. 219 „nach vorgeschriebenen Reimen“, alle Verse haben bloß einen Reim). (VI) Buntes Buch; S. 200—290. (Hier einige Verse an Bekannte: S. 230 An Peter Anton Font in seinem Kerker zu Trier 1821; S. 232 „Lebenswerth“ an Herrn Kirchenrath Dr. Paulus in Heidelberg; S. 247 „Kunstpredigt“ an Herrn Dr. Smets.)

Kreuser hat nun tatsächlich an der „Wünschelruthe“ mitgearbeitet, aber wieder mit seinem vollen, offenen Namen; er lieferte einen Aufsatz „Über die Einführung des Chores auf unserer Bühne“, dazu einige fade Chorlieder für Zwischenakte; und dann eine Romanze: *L i e b e i n T ö n e n* („Aus Toledo's Blumenmauern“).

Diese ist auch in die „Dichtungen 1824“ S. 53 aufgenommen. Wären ihm die oben angeführten Stücke des „Hans auf der Wallfahrt“ zuzuschreiben, so hätte er diese Kinder seiner Muse gewiß nicht ausgeschlossen; denn darauf könnte er stolz sein, während seine eigenen Verse eine nüchternpedantische Natur verraten; die obige Romanze gehört zu den wenigen besseren, die ihm gelungen sind. Weit Verdienstlicheres hat dies echte Kölner Original auf anderem Gebiete geleistet; er gehört zu den Anregern auf dem Gebiete der christlichen Kunst, namentlich der gotischen Kirchenbaukunst.¹⁾

Darnach ist zweifellos, daß J. K r e u s e r der „Hans auf der Wallfahrt“ nicht ist. Wer sich unter diesem Pseudonym verbirgt, bleibt also aufzuklären.

Daß er unter den jungen Studenten zu suchen, die sich zur Herausgabe der „Wünschelruthe“ verbunden hatten, liegt von vornherein nahe. Aber welcher der Freunde ist es? Nur ein Zufall konnte wohl das Rätsel lösen. An die Herausgeber, Heinrich S t r a u b e oder Herrn J. P. von H o r n t h a l, von denen des ersten schwärmerische Poesie wohl zu den Versen des „Hans auf der Wallfahrt“ stimmen möchte, könnte man zunächst denken. Straube ist uns als Verehrer Annettens von Droste bekannt geworden, die ihrer glückselig-unglücklichen Liebe zu ihm solch herzerreißenden Ausdruck gegeben hat. Auch als Freund des jungen Heine ist er uns bekannt. Ein ganzes Lieberbuch von ihm, mit romantisch-

¹⁾ So urteilt auch Gymnasial-Direktor Anton Kreuser in dem Lebensbilde, das in der Festschrift: Das Marzellen-Gymnasium in Köln 1450 bis 1911, Köln 1911 S. 186—196 entworfen ist.



Matthäus Schiestl

St. Wendelin.

unklaren, aber empfindungsreichen Liedern, hat Joseph Gotthardt aufgefunden und (im Westf. Magazin 3, 1912) veröffentlicht. Harriet Straub bietet im Bodenseebuch 1917, ohne die frühere Veröffentlichung zu kennen, aus einem Poesie-Album einer Freiin von Harthausen ein Stammbuchblatt, das ihn zum Verfasser hat. Sie meint, es zeuge nicht gerade von Talent: „es ist in dem verworrenen unklaren Ton gehalten, wie in diesem Abschnitt der Romantik eben allgemein gedichtet wurde. Viel Stimmung und Gefühl, ohne Sprachkraft, ohne Bildkraft und Formung“. Es ist nicht gerecht, diese Dichtungen (übrigens ist dies letzte Gedicht eines seiner schwächsten) so schroff zu beurteilen und daran den Maßstab einer ganz anderen Zeit und Kunstforderung zu legen. — Jedoch als „Hans auf der Wallfahrt“ kommen die Herausgeber der „Wünschelruthe“ schon deshalb nicht in Betracht, weil sie ihre Beiträge anders (mit ihren Anfangsbuchstaben H. S. bzw. H.) unterzeichnen.

Wirklich brachte der Zufall die Lösung. Joseph Gotthardt hat eine Reihe von ungedruckten, anscheinend für die Zeitschrift bestimmt gewesenen Beiträgen aufgefunden. Die Mitglieder des poetischen Kränzchens (das sich, nebenbei gesagt, den wunderbaren Namen „Poetische Schustergilde“, wohl mit Anspielung auf Hans Sachs, beigelegt hatte) führten, wie üblich, poetische Decknamen. Sie pflegten, wie das ebenfalls üblich und aus Göttingen insbesondere seit den Zeiten des Haines bekannt, auch ihre Leistungen gegenseitig, sogar protokollarisch, zu begutachten. Da heißt ein Schweizer Genosse z. B. Alpin, andere treten auf als Liebetraut, Caspar Brenno, Freuwerth von Ilmenau. So nennt sich Heinrich Straube Johannes Waffersprung¹⁾, August von

¹⁾ Eins von den oben erwähnten Liedern fängt an: Die Quellen fließen von den Bergen, ein anderes: Wellen von den Felsen rauschen . . . (Westf. Anzeiger 3, 215). Vielleicht, daß dies ihm den Namen verschaffte.

Harthausen Tannhäuser¹⁾, und unter Hans auf der Wallfarth verbirgt sich dessen späterer Schwager August von Arnswaldt, Straubes Gönner und zeitweilig Mitbewerber um Annettens Gunst.²⁾

August von Arnswaldt³⁾, geboren in Hannover am 13. August 1798 als Sohn des Hannöverschen Ministers (1768 bis 1845), studierte 1816—20 in Göttingen die Rechte, aber eifriger mittelalterliche Literatur unter Bencke und Geschichte bei Waiß. In dieser Zeit schildert Wilhelm Grimm ihn als einen feinen, gescheiten und sinnigen Menschen. Später eine Zeitlang im diplomatischen Dienst, zog er sich doch bald ins Privatleben zurück, wo er dank seines Vermögens ganz seinen Neigungen und Studien leben durfte. Er besaß eine eigene, von seinem Vater begründete, durch ihn selbst bedeutend vermehrte Bibliothek. Strenger, aber mildgesinnter Lutheraner, hat er nur wenig aus seinen Forschungen bekannt gemacht, so über den Mystiker Ruysbroek, zu dem ihn ein innerlich-religiöses Bedürfnis schon in den Studienjahren hingezogen hatte. Zeitlebens kränzlich⁴⁾, starb er am 27. Juni 1855 in seiner Vaterstadt.

Er, wie seine Gattin, Anna von Harthausen, Annettens Tante, waren für Kunst, Poesie und Musik empfängliche Naturen. Als hilfsbereite Freunde der Brüder Grimm und

¹⁾ An der Wünschelrute arbeitete auch dessen älterer Bruder Werner v. Harthausen mit, damals Preussischer Regierungsrat in Köln, unter dem Pseudonym Sigurd Albrok, den er einer väterlichen Besizung entlehnte und auch in der Zeit seiner Verbannung führte. Von seiner bedeutenden, verschollenen Sammlung griechischer Volkslieder, zu deren Herausgabe ihn Goethe drängte, stehen in der Wünschelrute wenigstens einige Proben.

²⁾ Vergl. Gotthard: Hamburger Nachrichten 1914, Beil. Nr. 21, 24. Mai. Ohne Begründung ist „Hans auf der Wallfarth“ schon ebenso gedeutet bei Goedeke, Grundriß 8, 30.

³⁾ Vergl. A. D. B. 1, 598 (1875, von H. Waiß).

⁴⁾ Vergl. Briefe der A. v. Droste, herausg. von Carbauns, S. 172.

deren Kreises allezeit bewährt, haben sie besonders die alten Lieder des Volkes gehegt und gepflegt, im echt romantischen Sinne. Das tritt so recht hervor in den „Freundesbriefen der Brüder Grimm“, die Reifferscheid (1878) herausgegeben hat. Aus diesem unererschöpflichen Schatze, aus dem Quell der Harthausischen Sammlungen, hat Alexander Reifferscheid die „Westfälischen Volkslieder“ (1879) ans Licht gehoben.

So mag A. v. Arnswaldt dann als Hans auf der Wallfahrt, mit einem Namen, der auch seine jugendliche Wanderlust schön bezeichnet, in der künftigen Literaturkunde rühmlich weiter leben.

Die paar Proben, die wir im Anschluß an diese Ausführungen von ihm geben, verraten ohne Zweifel poetisches Talent, unterscheiden sich aber nicht allzusehr von dem süßtändelnden, bloß nachahmenden Charakter seiner Genossen und der spielerischen Spätromantik. Uns interessieren sie auch mehr deshalb, weil sie uns den literarischen Kreis zeigen, in dem die junge Annette von Droste verkehrte und aufwuchs. Auch ihre Lieder aus jenen Jahren, wenn sie uns erhalten wären, würden ähnliche Züge zeigen. Sie war sich dessen wohl bewußt. In dem Gemälde des „zu früh geborenen Dichters“ malt sie sich selber und ihre Genossen in Apoll, die, weil ihnen die großen Stoffe und hinreißenden Formen fehlten, statt an den Palmen an der Weide aufzuklimmen versuchten:

Und alles, was ich sah, das sang
Herab vom Weidenstumpfen.

Und dann klagt sie über verträdelte Zeit und vergeudete Poesie:

So ward denn eine werte Zeit
Verträdelst und zerstückelt,
Lichtblonde Liederlein suchheit
Und Weidenduft gesammelt.

Wohl fielen Tränen in den Flaum
Und schimmerten am Raine,
Erfasste mich der glühe Traum
Von einem Palmenhaine.

„Lichtblonde Liederlein“ — so würde sie auch diese Poesien bezeichnet haben, und sie sind damit richtig gekennzeichnet. Und gewiß war es richtige Einsicht, wenn Hans auf der Wallfahrt, wie die meisten seiner Jugendkameraden, z. B. Straube, dem Dichten Valet gesagt hat; wenigstens hat er, so viel wir wissen, weder unter seinem geborgten noch unter seinem wirklichen Namen späterhin Verse veröffentlicht. Immerhin werden diese Lieder als literar-historisches Dokument eines gewissen Interesses nicht ermangeln.

Die letzten zwei Dichtungen, die wir (als Nr. 4 und 5) den Stücken aus der „Wünschelrute“ hinzufügen, hat Gotthardt aus einem handschriftlichen Protokoll der Dichter-„Gilde“ veröffentlicht (Hamburger Nachrichten Nr. 21 u. 27, 1914) — er hielt es freilich mit Unrecht für das Manuskript der „Wünschelrute“; doch scheint er diese seltene Zeitschrift nicht eingesehen zu haben, sonst würde er nicht drei dort gedruckte Stücke als „bisher ungedruckt“ neu geben, darunter auch die Ballade „Der Kranz im Rhein“ (unten Nr. 3).

Vielleicht waren die Gedichte für die unterbliebene Fortsetzung der Zeitschrift bestimmt. Jedenfalls ist ihr Inhalt bemerkenswert: das erste zeigt die Vorliebe für altdeutsche Bildkunst (wovon ja auch die „Wünschelrute“ durch hervorragende Beiträge Kunde gibt), das zweite ist eine eigenartige Verbindung von Antike und Romantik. Das Stoffliche ist nicht völlig überwunden, die Idee nicht ganz rein durchgeführt, auch herrscht noch zu viel schwärmerische Phrase und Wortschwelgerei, aber Aschylos-Shakespeare, aus der Asche des Phönix erstehend, ist ein Bild, das der Rühnheit des jungen Dichters Ehre macht. Zugleich zeugen alle Beiträge dieser Göttinger „Meistersinger“ davon, daß sämtliche Mitglieder die Ideale des „Jugendbundes“ hochhalten: Reinheit, Freiheit und Vaterland!

Fünf Lieder von Hans auf der Wallfahrt.

1. Lied.

Wenn die Stern' am nächt'gen Himmel ziehen,
Und so mild und freundlich niedersehn,
Sieht ein Jüngling durch die dunkeln Straßen,
Bleibt vor einem lieben Hause stehn.

Hoch im Hause blickt ein liches Fenster,
Und der Jüngling sieht nicht dran vorbei;
Aberm Hause stehn zwei helle Sterne,
Hinterm Fenster weiß er auch noch zwei.

Und der Jüngling rühret seine Laute,
Sterne lodend zu sich herzuziehn; —
Was begehrt du, Jüngling, denn am Himmel,
Da dir goldne Stern' im Busen glühn?

Goldne Sterne will ich nicht vom Himmel,
Goldne Sterne mir im Busen glühn;
Auf zum Himmel wohl nicht Töne bringen,
Weil ja Wolt' und Wind dazwischen gehn.

Doch ich seh zwei blaue Sterne scheinen,
Dahin nimmt die Lieb' die Töne mit;
Und um sie wird nicht der Himmel weinen,
Denn sie bringen selbst den Himmel mit.

Freundlich blicket wohl der blaue Himmel,
Lieblich wohl der goldne Sternenschein;
Doch wenn ich die blauen Sterne küsse,
Wird mein Himmel mehr als golden sein.

2. Der Knabe am Strome.

„Wo die Wasser strömen, da wird mir so wohl,
Wo die Lüfte rauschen, da weiß ich, was ich soll.
Rauschen im Wipfel und Strömen zum Meer —
O wenn mein Liebchen doch bei mir wär!“

Im Strome sich spiegelt der Knabe so treu,
Da drüben da wandelt seine Liebste vorbei.
Wirft sie ein Ringlein wohl in den Fluß,
Weil feindliche Woge sie scheiden muß.

Wirft er die Angel in die Wellen wohl hin,
Winde und Wellen die flüstern um ihn,
Rauschen im Wipfel und strömen zum Meer —
„Siehst sie wohl nimmer und nimmermehr.“

Juckt's an der Angel und juckt's in der Hand,
Zieht er das Ringlein aufs grünende Land: —
„Ewigkeit ist ein goldener Ring“ —
Auge und Herze ihm übergang.

3. Der Kranz im Rhein.

Der alte Rhein, der rauschet,
Die Winde darüber gehn;
Zu Cöllen bei dem Rheine
Da müssen die Rosen verwehn.

Es kam wohl über die grüne Haide
Gezogen ein junger Gesell:
„Ich sehe mein Schätzelein wieder,
Wie scheint die Sonne so hell!

„Mach auf, mach auf, mein Schätzelein,
Ich bring' dir ein'n frischen Kranz;
Mach auf, mach auf, mein Schätzelein,
Ich will dich führen zum Tanz.“

Sei stille du da draußen,
Ich hab schon einen Kranz;
Zieh weiter du da draußen,
Wohl ohne dich geh ich zum Tanz'.

„Und hast du schon einen Kranz im Haar
Und ohne mich tragen willst,
So trag' ich doch so fest und treu
Im Herzen dein liebes Bild.

„Und bist du schon eines andern Braut,
Und tust du mir so weh?
Mein Schäkel zu Cölln am Rheine,
Und ich im Bodensee!

„Ich bin gekommen vom Bodensee
Und will auch wieder hin.
Ich habe dich dort im Sinn getrag'n
Und trage dich noch im Sinn.“

Der Gesell der ging zum Bodensee,
Da wand er ein'n Kranz so hell.
Der Kranz der lag im Bodensee
Und auch der junge Gesell.

Der junge Gesell der blieb da lieg'n,
Der Kranz der schwamm in'n Rhein,
Der schwamm nach Cölln am Rheine
Zur Herzallerliebsten sein.

Und als sie den Kranz gefunden,
Da drückt sie ihn an den Mund,
Und mit dem Kranz im Haar liegt sie
Im Rheine auf dem Grund.

4. Marie mit dem Kinde nach Holbein.

Liebl'ich Bild! Wem, der dich durft' erblicken,
Glänzte wohl noch Diamant und Gold?
Nimm den Dank, den dir mein Sehnen zollt,
Und mein himmelahnendes Entzücken.

Spricht ja doch aus deinen reinen Blicken
Keine Lieb' und Muttertreu' so hold!
Wird mir einst der süße Minnesold,
Soll sich hier mein trautes Liebchen schmücken.

Alter deutscher Liebe Hochgefühl
Wird von tausend Herzen, tausend Zungen
Noch in spät'ster Nachwelt hier besungen.

Drohten auch der schweren Kämpfe viel,
H o l d e U n s c h u l d kam ans nahe Ziel;
Fromme Einfalt hat den Kranz errungen.

5. Der Phönix.

Phönix, Liebling aller Götter,
Dem Apoll mit eigner Hand
Kränze heil'ger Lorbeerblätter
Um die würd'ge Stirne wand,
Lebte einstens, himmlisch singend,
Allen Wilden Bildung bringend,
In der Künste Vaterland.

Wie der Aar dem Horst entschwebet,
Brach sein mächtig Lied hervor;
Wie die Flamm' sich lodernnd hebet,
Stieg es wirbelnd hoch empor.
Wogend senkt es sich dann nieder,
Und in sanften Tönen wieder
Rührt es das erstaunte Ohr.

Achyllos — denn so auf Erden
Kannten alle Völker ihn —
Durst' er uns entrissen werden?
Mußt' er uns auf ewig fliehn?
Wird er uns nie wieder singen?
Konnte solcher Ton verklingen?
Solches Feuer auch verglühn?

Horch! wie alle weinend klagend!
Weh! Des Schicksals hartes Wort
Hat auf ewig ihn getragen
Zu der Schatten finstern Ort!
Aber matter Trostes-Schimmer
Malt in ihrem Blick sich immer:
Seine Lieder leben fort!

Ha! sie können ihn nicht sehen,
Wie er selber wirkt und lebt
Und zu der Vollendung Höhen,
Seinem großen Ziele, strebt;
Wie er freudig und entschlossen,
Von Ambrosia-Duft umflossen,
In dem ew'gen Raume schwebt.

Phönix, Phönix sollte sterben,
Stürzen in des Orkus Nacht?
Er, der Göttliche, verderben
Durch der Parzen finstre Nacht? —
Da sie selber ihn erheben,
Und die Musen ihm nur leben,
Und Apollo für ihn wacht?

Schon umleuchten ihn die Sterne —
Da ertönt dem Göttersohn
Heil'ges Rauschen, leif' und ferne,
Vom erhab'nen Albion.

Und er folgt dem hohen Rufe,
Und betritt die letzte Stufe
Zu des ew'gen Ruhmes Thron.

Was der Sänger lang vergebens
Sucht', und hier nun endlich fand,
Und worin das Glück des Lebens
Großer Seelen stets bestand:
Freiheit ist's, — um die zu retten,
Läge auch die Welt in Ketten,
Duldet alles dieses Land.*)

Freiheit heilt ihm alle Wunden;
Freiheit nur ist seine Welt.
Sie, mit Tugend fest verbunden,
Ist's, die ewig es erhält.
Freiheit ist sein einz'ges Sehnen;
Freiheit, Freiheit wird es krönen,
Bis der Bau des Himmels fällt!

Dahin senkt sich Phoenix nieder —
Und vollendet ist sein Lauf.
Horch! ihn ruft Apollo wieder,
Regt die Urkraft in ihm auf —
Schon hat, da er tätig waltet,
Schon ein Holzsto ihm gestaltet,
Und die Flamme lodert auf.

Und er stürzt sich in das Feuer;
Wonnig schwelgt sein Geist darin;
Schön ist seines Todes Feier,
Freudig, fessellos sein Sinn.
Ohne Klage, ohne Kummer
Sinkt er in den kurzen Schlummer,
Schwindet er in Asche hin.

*) Man vergesse nicht, daß man damals 1818 schrieb!

Aber noch ein Funken glühet
Durch der Asche düstern Flor;
Klein, doch göttlich; — dieser sprühet
Aus des Todes Nacht hervor.
Alles Sterbliche vermodert;
Aus der schwachen Hülle lobert
Heil'ge Flamme hoch empor!

Und ein neuer Phönix schwebet
Auf zum freien Himmelszelt.
Wie die Kraft, die in ihm lebet,
Ihm den Mut der Seele schwellt!
Rühnes, freudiges Entzücken
Glüht in seinen Flammenblicken
Und sein Geist umfaßt die Welt.

Ha! jetzt singet er begeistert —
Wie in ihm ein Gott sich regt!
Wie der Neid nur an ihm meistert!
Wie er den daniederschlägt!
Wie ihn kühner, fesselfreier
Als den Vater, mächt'ges Feuer
Auf zum hohen Himmel trägt.

Siehst du wohl den Wanderer dorten,
Der voll Staunen nach ihm weist?
Fremd ist der an diesen Orten,
Der nicht weiß, wie jener heißt.
Wird er forschend nach ihm fragen,
Kannst du ihm mit Freude sagen:
Das ist Shakespeares Flammengeist.



Ausblick.

Du siehst mein Kinderbängen
Und kennst mein tieffstes Fleh'n,
Weil Du auf Erden gegangen.
Du weißt, Herr, wo die Wetter steh'n.
O sieh die Wolken türmen.
Laß mich nicht unter Stürmen
Ungesegnet geh'n.

Rehr ein

Rehr ein mit Deinen Gnaden
Im ersten Morgenrot.
Du hast mich selbst geladen,
Daß ich mein Herz Dir bot.
In einer drängenden Stunde
Schaut ich Dich klar und scharf,
Daß ich im tieffsten Grunde
Seitdem mich sehnen darf.

Du hast für mich gestritten,
O streite für und für.
Du bist für mich geschritten
Durch Deines Leidens Thür.
Trost der pilgernden Seele,
Nimm mich ganz von mir
Und daß mich nichts mehr quäle,
Gib mich zu Eigen Dir.

Die ewigen Wälder rauschen,
Die ewigen Sterne blüh'n.
Laß ruhen mich und lauschen
Und Deinem Herzen glüh'n.
Rehr ein mit Deinen Gnaden,
Bald wird das Morgenrot.
Du hast mich selbst geladen,
Daß ich mein Herz Dir bot.

Höhen.

Apfelbaum und Beerenstrauch,
Licht und Gold und grüner Schimmer,
Auf und ab, so tanzen immer
Müden in dem warmen Hauch.
Dunkelgrün und übermächtig
Steht der Berg dem Westen zu.

Bitterlaub und Eichenstamm,
Lichtes Blau und Woltschweben.
Sieh, wie dort die Bäume leben
Auf des Berges Sonnentamm,
Weitgeästet, luftverloren,
Weit hin über eine Welt.

Weithin über eine Welt
Deine Hände ausgebreitet
Und so weit Dein Blick auch weitet,
Weithin über eine Welt,
Ist mein Herz noch eingeschlossen
Tag für Tag und jeder Schlag.

Um die Dämmerung.

Du übergroße Weite,
Du überlichter Schein!
Noch heute laß mich, heute,
Von dir durchdrungen sein.
Dein Glanz, er wird verschwinden,
Dein Hauch, er wird verweh'n.
Bevor die Nacht will künden,
Laß mich zu deinem Lichte geh'n.

O sprich zu mir, du Stille,
Im steten Umselruf.
O heiliger Gotteswille,
Der sie und mich erschuf —
Licht, Vogel, Mensch und Weite —
Auftut sich groß der Dämmerflor —
In nachtumriff'ner Breite
Recht sich ein Kreuz empor.

Dem Sommer zu.

Sonne glüht und Wolken rasten
Über allem Grün.
Weit hin zarte weiße Lasten
Von dem reichen Blüh'n.
Vogelruf und Flügelhaften.

Frohes über-Hügel-Wandern,
Von dem einen zu dem andern.
Überall die lichten Wellen
In den Wiesen und im Korn
Hin und her vorüberschwellen.

Sehnsuchtsreife Frühlingszeiten.
Bäume, blüht dem Sommer zu.
Graue Nebelwolken gleiten
Aufgescheucht aus blauer Ruh
Und die Nacht will sich bereiten.

Birkenblätter.

Birkentronen, die sich jäh bewegen.
Rauschen hör ich, seh das leichte Regen,
Wie der Blätterball im Blau verloren
Flüchtig wird zur schwanken Form geboren.

Und die Sonne, dort am Rande schwebend,
Allverdämmernd, goldhauchwebend,
Löst im Licht die Fernen, die verschwimmen.
Abend spricht in zagen Vogelstimmen.

So wie gestern wird sie untersinken.
Ist's ein Grüßen, ist's ein Abschiedswinken?
Still die Birken, die noch rasch geflüstert.
Feld und Himmel sind schon überdüstert.

Herbst.

Weithin gepflügt ist nun das Land,
Nur da und dort ein grünes Band.
Voll Gold legt sich der Sonnenschein
Ins letzte Stoppelfeld hinein
Und in die Aderfurchen.

Die Sonne, die nicht wärmen will,
In klarer Helle schwebt sie still.
Und weit dort draußen blinkt es auf . . .
Dort überm Wald . . . ein Kirchturmknauf
In blasser blauer Ferne.

Die ersten Blätter fallen schon.
Im weiten Land kein lauter Ton.
Auf irgendeinem Hügelrand
Ein Pflug im hellen Lichte stand.
Nun ist es Herbst.



Im Park / Von Paul Thun

Sieh! Schon trauert die Welt.
Sonne gibt milden Schein.
Über die Mauer fällt
Rot der wilde Wein.

Morsch, verwitternd steht
Gartensalon und Gloriëtt;
Geisterluft zitternd weht
Um Pavillon und Salett.

Stufen von grauem Stein!
Komm! Sie sind nicht steil.
Göttinnen schauen drein,
Und das Kind mit dem Pfeil.

Oben dehnt sich so weit,
So verlangend der Blick.
Herbst . . . Da sehnt sich das Leid
Nach vergangenem Glück.





Lotte Nicklas

Eichendorff

Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn

Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff

Achte Lesse.

Im literarischen Zentralblatt und in der Tagespresse ist im Anschluß an meine Veröffentlichung im Eichendorff-Kalender 1918 der Versuch gemacht worden, meine Angaben über das Verhältnis Eichendorffs zu Loeben zu entkräften. Unter anderem wurde meine Behauptung beanstandet, daß der Dichter, trotz der innigen Zuneigung, die ihn mit letzterem damals verband, sich dem exzentrischen Treiben des Loebenschen Freundestreffes jederzeit fernzuhalten gewußt habe. Über die Beziehungen der Brüder Eichendorff zu den einzelnen Mitgliedern des „eleusischen Bundes“ geben die wortkargen Tagebuchaufzeichnungen keinen Aufschluß, dagegen beweist ein Brief Loebens vom 3. November 1812 an Eichendorff, daß tatsächlich ernsthafte Differenzen bestanden haben. An der bezeichneten Stelle schreibt Loeben: „Denket doch an Strauß und Budde ohne Bitterkeit, sie denken Eurer, auf Treue! mit inniger Teilnahme, Liebe und Achtung; könnte ich denn auch ein solches Mißverständnis dulden? Was ich liebe und mich liebt, soll sich auch untereinander lieben, damit der goldne elektrische Kreis sich zur Liebesglorie verkläre“.¹⁾ Bezeichnend ist auch, daß Strauß in seiner Selbstbiographie²⁾ Loeben in der überschwenglichsten Weise feiert, die Brüder Eichendorff dagegen nur flüchtig erwähnt.

Über sein Verhältnis zu dem sogenannten romantischen Triumvirat in Heidelberg haben die Angehörigen Eichendorffs aus des Dichters eigenem Munde Kenntnis erhalten.

¹⁾ Histor.-krit. Eichendorff-Ausgabe, Bd. XIII, S. 11.

²⁾ Abend-Glocken-Töne, Berlin 1868, S. 120–124.

Seinem Sohne Hermann standen außerdem zur Zeit der Abfassung der Biographie¹⁾ noch Aufzeichnungen und Briefe zur Verfügung, die inzwischen teils in Verlust geraten, teils aus mir unbekanntem Gründen vernichtet worden sind. Mögen immerhin die gerade zu jener Zeit recht lückenhaften Tagebücher des Dichters kein Beweismaterial für seinen Verkehr mit dem Diosturenpaar Arnim und Brentano enthalten, dieser Umstand dürfte nicht ausreichen, die Glaubwürdigkeit eines Mannes wie Eichendorff zu erschüttern. Daß Hermann von Eichendorff der Bekanntschaft seines Vaters mit den genannten Dichtern eine zuweit gehende Bedeutung beigelegt hat, ist ohne weiteres zuzugeben. E

Unzulässig erscheint es mir, diejenigen Zeugen, deren Aussagen mit unserer Auffassung nicht in Einklang zu bringen sind, als unzuverlässig und unglaubwürdig zu bezeichnen. Der alte Hof- und Domprediger Strauß, dessen Schilderungen, wie Loebens Biograph²⁾ hervorhebt, von der liebevollen Treue seines Gedächtnisses Zeugnis ablegen, war zweifellos im Recht, als er behauptete, daß Loeben vornehmlich mit ihnen (Strauß und Budde) verkehrt, die Brüder Eichendorff dagegen weniger häufig gesehen habe. Die Tagebücher Loebens widersprechen dem nicht. Hiernach ist der Dichter während des gemeinsamen Aufenthaltes in Heidelberg, also in vollen 5 Monaten, im ganzen 21 mal mit Loeben zusammengekommen. Die Angabe Schölls in den Wiener Jahrbüchern vom Jahre 1836³⁾, daß Eichendorff in Heidelberg mit Görres, Arnim und Brentano befreundet gewesen sei, mag übertrieben sein, kann aber nicht einfach mit der Bemerkung abgetan werden, daß Eichendorff es nicht für nötig gehalten habe, diese ihm offen-

1) Jos. Freiherr v. Eichendorff. Sein Leben und seine Schriften. Jos. Freiherrn v. Eichendorffs sämtliche poetische Werke, Leipzig 1883, IV 421—607.

2) Raimund Pissin, O. S. Graf von Loeben, Berlin 1905, S. 66/67.

3) Band 75, S. 112.

bar angenehme Darstellung zu widerlegen. Schöll, der des Dichters Zuneigung in hohem Maße besaß, hatte während eines langjährigen vertrauten Umgangs hinreichend Gelegenheit sich mit dessen Lebensschicksalen bekanntzumachen. Eichendorff war der Gewährsmann Schölls.

Wenn ich auf diese für die Entwicklung Eichendorffs immerhin nicht ganz unwichtige Streitfrage eingegangen bin, so geschah dies, nicht, wie der Verfasser der obenerwähnten Artikel annimmt, zu dem Zwecke, dem Dichter einen Dienst zu erweisen, sondern lediglich in dem Bestreben, der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen. Für die Biographie des Dichters bedarf es genauer Lebensdaten, nicht willkürlicher Mutmaßungen und Schlußfolgerungen.

Aus den Tagebüchern des Grafen Otto Heinrich von Loeben vom 1. Januar bis 31. Dezember 1810.

2. Januar: . . . Nachmittags in einer Klavier-Niederlage mit dem älteren Eichendorff ein Instrument gemietet, dann Schokolade bei Justi getrunken . . . dann zu Hause geblieben, . . . recht lange bei meinen Freunden oben . . .
3. „ . . . Abends mit dem ält. Eichendorff im Schauspiel.
5. „ Nachmittags . . . eine Stunde mit dem ält. Eichendorff im schönen Wetter zwischen 1 und 2 Uhr spazieren gegangen.
6. „ Abends mit dem älter. Eichendorff im Schauspiel „Die Unvermählte“¹⁾, wo ich durch die Bethmann²⁾ von Anfang bis zu Ende weinen mußte wie ein Kind.

¹⁾ Schauspiel in 4 Akten von Aug. v. Rozebue.

²⁾ Friederike Auguste Bethmann, berühmte Bühnenkünstlerin.

9. Januar: Nachmittags bei der Gräfin Brühl, dann mit dem älter. Eichendorff im Schauspiel, ein jämmerliches Ding von Madame Weikenthurn³⁾ und „Die beiden Schwiegermütter“ von Brandes⁴⁾, sehr komisch und hübsch. Iffland⁵⁾ als Inspektor einzig.
13. „ Abends mit dem älteren Eichendorff zu Sanders⁶⁾ gebeten, Chamisso's Abgang zu Ehren, er geht nach Ville Napoléon als Professor . . . Es war ein allerliebster, gemüthlicher Abend. Müllers⁷⁾, Theremin⁸⁾, Wolfart⁹⁾, Robert¹⁰⁾, Neumann,¹¹⁾ Chamisso.
14. „ Wegen meines Schnupfenfiebers zu Hause geblieben und viel oben bei meinen Freunden.
16. „ . . Von da ging ich zu Adam Müller, von wo ich um 11 Uhr kam. Brentano, Graf Brühl (Heinrich) und Eichendorff dort.
17. „ Einen sehr herzlichen Brief von Eichendorffs Mutter erhalten. Abends mit dem ält. Eichendorff im Schauspiel.

³⁾ Johanna Franul v. Weikenthurn, Mitglied des Burgtheaters, auch schriftstellerisch tätig.

⁴⁾ Lustspiel von Joh. Christian Brandes.

⁵⁾ August Wilhelm Iffland, Theaterdirektor.

⁶⁾ Joh. Daniel Sander, Buchhändler. Seine Gattin stand in nahen Beziehungen zu den Berliner Schöngelstern.

⁷⁾ Adam Müller, Publizist und Volkswirt.

⁸⁾ Ludwig Franz Theremin, wurde 1810 Prediger der französischen Gemeinde in Berlin, später Universitätsprofessor. Auch als Dichter hervorgetreten.

⁹⁾ Karl Wolfart, Arzt und Professor, betätigte sich auch als Dichter. Mitarbeiter an den Abendblättern.

¹⁰⁾ Ludwig Robert, Bruder Rahel Lewins, Schriftsteller. Seine Theaterstücke kamen in Berlin zur Aufführung.

¹¹⁾ Friedrich Wilhelm Neumann, studierte Theologie, wurde 1807 Hauslehrer und 1822 Intendanturrat im Kriegsministerium. War auch schriftstellerisch tätig.

20. Januar: . . oben bei meinen Freunden spreche ich oft stundenlang über mich mit Ironie und Kindlichkeit.
21. „ . . Nachmittags bei meinen Freunden oben vielen Wiß getrieben; alles Gespräch begeistert durcheinander, Andacht und Zote, Betrachtung und Ironie.
23. „ Abends spät bei Eichendorff vieles von meinen älteren Sachen gelesen.
24. „ Abends wieder recht fieberhaft zu Hause geblieben und Tee getrunken bei Eichendorffs.
25. „ Abends mit dem älter. Eichendorff bei Sanders, ein unvergleichlich geistiger köstlicher Abend. — „Leblos redend über die Geschichte einer Stednadel und ihrer Schwestern, von ihr selbst erzählt“, habe ich diesen Morgen mit vielem Interesse und mit Ernst aus der Hand gelegt. Es ist 1788 und vielleicht ein Erstlingswerk von Benzel-Sternau.¹²⁾ Ich fand das Buch unter den Leihbüchern bei meinen Freunden oben.
28. „ Viel bei Eichendorffs. Gar nicht ausgegangen.
30. „ Nachmittags lange bei Eichendorffs. Florens seit einigen Tagen wieder sehr leidend, es ist trostlos.
1. Februar: . . Dann oben bei Eichendorffs. Brentano spielte und sang tausenderlei unvergleichliches und Lieblingsachen.
2. „ . . Abends mit der Müller und ihrer Cousine auf Eichendorff A.(nraten) in der Braut von Messina.
3. „ Nachmittags mit Wilh. Eichendorff spazieren, schöner, herrlicher Tag. Abends mit ihm bei

¹²⁾ Christian Ernst Karl Graf v. Benzel-Sternau, geb. 9. 4. 1767 in Mainz. Schriftsteller.

der Sander. Wir waren mit ihr und Theremin allein.

4. Februar: Zwei sehr liebe Briefe erhalten von Ferdinand¹³⁾ (auch in Bezug auf Florens) und der Unruh.¹⁴⁾
5. „ Abends bei meinen Freunden, gesprochen und vorgelesen.
6. „ Nachmittags Spaziergang mit dem ält. Eichendorff.
7. „ . . Abends mit dem ält. Eichendorff in „Künstlers Erdenwallen“ von Jul. v. Voß.¹⁵⁾ (In einer Randnotiz sind die von Loeben ausgeliehenen Bücher aufgeführt. An 5. Stelle heißt es: „Guidos Reisebuch“¹⁶⁾, Eichendorffs gehörig, an Theremin.)
9. „ . . Abends zu Hause. Korrektur des leider erst 3. Bogens, oben bei meinen Freunden.
14. „ . . Erster Besuch von Florens wieder in meiner Stube! . . . Abends bei der Gräfin Brühl, dann noch oben bei meinen Freunden vorgelesen und recht viel gutes von des ält. Eichendorffs Poesie gelesen.
15. „ . . Abends mit dem ält. Eichendorff bei der Sander einen ganz überaus schönen, reichen Abend verlebt.
20. „ . . . mit dem ält. Eichendorff bei der Sander.

¹³⁾ Ferdinand Graf v. Loeben, Major und Flügeladjutant des Erzherzogs Karl, Bruder Otto Heinrichs.

¹⁴⁾ Constanze von Unruh, Stiftsdame im adeligen Fräuleinstift Joachimstein.

¹⁵⁾ Verfasser von Lustspielen, Poffen und Romanen, die an 100 Bände füllen.

¹⁶⁾ Loebens Roman „Guido“ erschien 1808 bei Schwan und Götz in Mannheim. Ebendort im gleichen Jahre die „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers“.

22. Februar: . . Abends mit dem ält. Eichendorff bei der Sander.
23. „ . . Mit dem ält. Eichendorff, der mich bei Justi abholt, im Tiergarten. Abends Tee und Souper bei dem guten Wolfart. Brentanos schändliches Benehmen gegen den guten Bethmann, der mich sehr anzog. Siebmann¹⁷⁾, Römer¹⁸⁾, Kohlrausch¹⁹⁾, Arnim, Müller, Kleist, Theremin, Eichendorff, Schade. Es war doch ein interessanter Abend. Anfangs sehr polemisch und unartig, aber das wirklich vortreffliche Souper und der Punsch vereinigte endlich alles, man trank, man sang, man stieß an, man umarmte sich, in reiner Stimmung der Harmlosigkeit ging man auseinander. Bethmann hatte mich am meisten interessiert. Hauptpunkte des Gesprächs und Streits waren gewesen: die Vermählung der Erzherzogin, das hiesige Theater, die Nibelungen und Kleists Phlegma. Dann sang Brentano, das erste gute, was er heute tat.
25. „ . . Nachmittags bei Florens oben und dann bei der Müller . . dann zur Sander gegangen . . der ält. Eichendorff auch hin . .
27. „ . . Nachmittags mit Florens im Theater, „Rochus Pumpernickel“.²⁰⁾ Bei Justi. Wir

¹⁷⁾ Friedrich Sigismund Siebmann, Kammergerichts-Assessor. Im Jahre 1810 erschien von ihm ein Band Novellen und im „Pantheon“ ein Zwischenspiel. Beides Übersetzungen aus Cervantes.

¹⁸⁾ Römer, Hofrat, Theilhaber der Societäts-Buchhandlung von L. Salfeld.

¹⁹⁾ Kohlrausch, Geh. Medizinalrat und Professor, Chef der Königl. Charité.

²⁰⁾ Musikalisches Quodlibet in 3 Akten von Matthäus Stegmayer.

fanden zu Hause Wahldorf²¹⁾ nebst Rutschenbach.²²⁾

28. Februar: . . Der ältere Eichendorff führte früh Rutschenbach aus.
1. März: . . Abends der ält. Eichendorff und ich bei der Sander.
3. „ . . Eine innige halbe Stunde bei Arnim und Brentano. Eichendorffs noch so sehr als möglich genossen . . . Brentano war den ganzen Nachmittag in meiner Stube mit Wahldorf und Eichendorffs. Leider konnte ich nicht da sein, allein sie sind entzückt von ihm gewesen. Herrliches Stammbuchblatt von ihm und Arnim . . .
4. „ Um 5 Uhr reisten meine geliebten Eichendorffs ab, denen ich den Zauber meines hiesigen Aufenthalts, wie ein Drama seinem Chor, verdanke. Mit tausend Tränen ließ ich sie fort aus meinen treuen Armen und viele flossen ihnen nach. Wahldorfs Schmerz.
25. „ Geschrieben an Florens . . . — Ich bin noch nicht im Geleise meiner Beschäftigungen, in dessen sind die häufigen Abziehungen Linderung jener Sehnsucht, vor der ich mich scheute, weil ich an die ersten Wochen in Berlin dachte. Sein Bild schwebt unaufhörlich, aber zauberisch sanft vor meiner Seele und die treueste Anhänglichkeit gibt mir Ergebung. —
30. „ Briefe erhalten von Ferdinand (was mir manche Sorge gibt) Marie Brühl, Florens.
19. April: . . Abends Briefe von Florens und W. Eichendorff erhalten.

²¹⁾ Vermutlich der 1813 in Wiesbaden verstorbene Sächs. Kammerjunger Max Gustav von Wahldorf.

²²⁾ Wahrscheinlich Ludwig von Rutschenbach (1787—1869).

12. Juni: . . Dann bringt mir Ferdinand einen Brief von der guten Mutter, eingeschlossen Briefe, himmlische von der Unruh, von W. Claus²³⁾, Hofmeier und W. Eichendorff. Mit namenlosem Sehnen füllen mich diese Briefe.
20. „ An Florens.
Vergleichung des schnellen Verständnisses zweier Menschen mit der Schnelligkeit, womit der Blitz in Flamme übergeht, d. h. womit der Sonnenstrahl aus der Wolke sich im Wasserspiegel darstellt — im selben Briefe.
Geschrieben an Eichendorffs. Angefangen mit 4 Strophen ein Gedicht an sie: „Wie glücklich ihr zu nennen“.²⁴⁾
22. „ Früh durch Hinzufügung von 5 Strophen die tanzenartige Ode an Florens und W. Eichendorff vollendet.
23. „ Den Brief und Gedicht an Eichendorffs abgeschickt.
18. Juli: Brief . . an Florens und W. Eichendorff abgeschickt.
24. „ . . Zwei mich ganz entzückende Briefe von Eichendorffs erhalten.
26. „ Früh zwei Briefe geschrieben an Florens und Wilhelm Eichendorff.
18. Oktober: Früh wieder geordnet geschrieben, an Eichendorffs einen ganzen Bogen, besonders über Schlegel und Goethe . .
23. Dezember: . . Währenddem empfang ich z. Liebl. Weihnachtsgeschenk Briefe von der guten Mutter,

²³⁾ Wittenberger Freund Loebens. »

²⁴⁾ Die Originalhandschrift befindet sich im Nachlaß des Dichters.

Riesenw.:²⁵⁾ Unruh mit löstl. Perlbeutel, von Eichendorffs aus Wien mit löstl. Gedichten und von Caroline F.(ouqué) einen langen unvergleichlichen Brief. Ich war ganz trunken in meinem Glück und wußte nicht wohin zuerst die Augen wenden! . . . Dann im Entzücken über die so ganz neu gekräftigten Lieder meiner Wiener Freunde an Florens gedichtet: „Ich grüße sie, die Lieder²⁶⁾ und später Sonett: „Die Stürme, die mich rührend angeflogen“.

28. Dezember: . . Nachmittags in der Dämmerung am Fenster, wo man nach der Elbe und dem Anger hinsieht, Posthorn, in $\frac{1}{4}$ Stunde die drei Gesellen gedichtet: „Ich seh' in meinem Hause“, „Es ist ein kleiner Garten“, „Früh ich hoch auf Bergen steh“. Alle drei auf Wilhelm. An den älteren Eichendorff geschrieben.

Die Allgemeine Zeitung (Beilage zu Nr. 360 vom 26. 12. 1857) brachte alsbald nach dem Hinscheiden Eichendorffs einen anonymen Nachruf, der offenbar der Feder eines Mannes entstammte, der dem Dichter im Leben nahe gestanden hatte. Es heißt hier u. a.:

²⁵⁾ Wilhelmine von Riefewetter, Stiftsdame im adel. Fräuleinstift Joachimstein.

²⁶⁾

An Florens.

- | | |
|--|---|
| 1. Ich grüßte sie, die Lieder,
Im Garten dir geblüht,
Und hallten, wallten wieder
Mir innig durchs Gemüt. | 3. Ja, Himmel hat gelegen
Und golden, wolkenfrei,
Um all dein Gärtnerpflegen,
Um deine Blumenreih! |
| 2. Hast still im Grün geseffen
Frei-Blaues über dir,
Die Myrte samt Zypressen
Und Maien deine Zier! | 4. Daher die Farbenfeine
In ihren Wängelein,
Die Lauesedelsteine,
Der Wolkenwiederschein. |
- (Nach der Originalhandschrift im Nachlasse des Dichters.) Loeben.

„Eichendorffs persönliche Erscheinung war eine durchaus edle und herzegewinnende. Die innere Harmonie seiner Seele, seine Milde und aufopfernde Güte, seine gewissenhafte Treue als Mensch und Christ, die in allen Verhältnissen des Lebens dieselben geblieben, blickten jederzeit in Wort und Tat wohlthuend hervor. Geistreich und lebhaft im Gespräch, heiter und doch männlich ernst, einfach und anspruchslos in seinem ganzen Wesen, übte sein Umgang einen großen Zauber aus . . .“

Als die Eichendorffschen Dichtungen im Jahre 1836 zum ersten Male gesammelt erschienen, da schien es den Zeitgenossen, wie Adolf Schöll in einem gleichzeitigen Bericht zum Ausdruck brachte, „als ob sie verwundert an einem lichten Herbstmorgen eine Spätlerche singen hörten; denn nichts gemahnt mehr an den verschwundenen Frühlingszauber, als eben die Stimme des einsam jubelnden Frühlingsboten allein“. (Wiener Jahrbücher für Literatur 1836, S. 96 f.)

Aus „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausg. von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen u. Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller“. Stuttgart u. Leipzig 1897.

J. Kerner an Uhland (20. 7. 1812):

„Zur Aufnahme in den Almanach würden . . . taugen: . . . von Florens „Heimkehr“ . . . u. „Lied“. Diese Lieder gefallen mir nach öfter wiederholtem Lesen sehr wohl“. (I 313.)

Uhland an J. Kerner (28. 7. 1812):

„Lied und Heimkehr von Florens sind recht klar und lieblich. Es freut mich ungemein, daß wir nun auch diesen Dichter gewonnen haben . . .“ (I 315.)

Am 16. Aug. 1812 schrieb Uhland an August Mayer:

„. . . Es kommt wieder ein Almanach heraus . . . Fast alle die alten Mitglieder haben wieder beigetragen, . . . aber auch mehrere neue, z. B. Thorbecke (Verfasser des Beatus) und Florens (Baron Eichendorff in Wien). Vom letzteren schreibe ich Ihnen gar zu gerne ein Lied ab, wenn ich es noch bei der Hand hätte.“

(L. Uhland seine Freunde u. Zeitgenossen. Erinnerungen von Karl Mayer, Stuttgart 1867, S. 257.)

Clemens Brentano schrieb am 12. Juli 1813 an Tied (Briefe an Ludwig Tied. Ausgew. u. herausgeg. von R. v. Holtei. Breslau 1864, I 104):

„Ich fand dort (bei Adam Müller in Wien) den Hofrat Fischer . . . Als Gehülfen der Anstalt²⁷⁾ aber einen sehr besonnenen Künstler und Freund Kunges, den Maler Klinghoffström²⁸⁾ aus Schwedisch Pommern und einen alten Freund von mir den jungen H. v. Eichendorf aus Schlesien²⁹⁾, nebst drei Priestern aus dem von Warschau durch die Franzosen vertriebenen Orden der Redemptoristen“

²⁷⁾ Adam Müller beabsichtigte mit Unterstützung des Erzherzogs Maximilian im Gräflich Karolyischen Schloß eine Universität und Erziehungsanstalt für Söhne reicher adeliger Familien zu gründen.

²⁸⁾ Friedrich August von Klinkowström, Maler und Schriftsteller (1778—1835). Gründete 1818 unter dem Einfluß Hoffbauers eine Erziehungsanstalt für adelige Knaben, der er bis 1834 vorstand. (Vergl. A. v. Klinkowström, Fr. A. v. Klinkowström und seine Nachkommen, 1877. Hist.-pol. Blätter 81, S. 48.)

²⁹⁾ Brentano würde Wilhelm v. E. wohl kaum als „alten Freund“ bezeichnet haben, wenn er die Brüder Eichendorff, wie zuweilen behauptet worden ist, erst im Jahre 1810 in Berlin kennen gelernt hätte.

Über Eichendorff, mit dem er gegen Mitte der 50er Jahre in persönliche Berührung gekommen war, berichtet August Reichensperger an Heinrich Reiter:

„. Eichendorff, eine zarte, schwächliche Erscheinung, war überaus anspruchslos, fast könnte man sagen, an Schüchternheit grenzend, übrigens von sehr angenehmen, gewinnenden Formen, dem Gesellschaftsleben blieb er fern; nur einmal vermochte ich ihn, auf den Wunsch des Ehepaars Savigny (sen.), bei demselben einen Teeabend zuzubringen, was ihn eine gewisse Überwindung kostete.“

(H. Reiter, Jos. v. Eichendorff, Sein Leben und seine Dichtungen, Köln 1887, S. 102.)

Im Literaturblatt vom 2. 12. 1836 (Nr. 122) sagt Wolfgang Menzel, daß es ein eigentümliches und beinahe wehmütiges Gefühl auslöse mitten unter den sentimentalen, frivolen, anglißierten und französierten Machwerken der Zeit einem Roman (Dichter und ihre Gefellen) zu begegnen, in dem ein sanfter Wind die Blüten aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, aus Sternbalds Wanderungen und aus der Gräfin Dolores herübergeweht habe. „Renner unserer romantischen Literatur werden unschwer die Bemerkung machen, daß Herr von Eichendorff die meiste Ähnlichkeit mit Arnim hat, sowohl in der Lebendigkeit und in dem raschen Wechsel, als auch in der etwas zu freien Willkür, man möchte sagen in dem träumhaften Sichgehenlassen seiner Phantasie.“

Rudolf v. Gottschall urteilt über unseren Dichter (Jos. Freih. v. Eichendorffs Werke. M. Hesses Verlag, Leipzig, S. 38):

„Eichendorff ist der vollstümlichste Dichter, der aus der romantischen Schule hervorgegangen, und hat den

Ton des Liebes in so glücklicher Weise getroffen, wie kein anderer neben ihm außer Goethe und Heine“.

In einem Gespräch mit Ludwig Richter sagte Schwind, der unter Romantik nicht den am Rhein und in München vorherrschenden Mystizismus verstanden haben wollte:

„Ich höre jetzt so viel von Romantik, daß ich nicht mehr genau weiß, was die Leute damit meinen. Für mich ist die romantische Welt die, wo man seine Feinde niederhaut, für seine Freunde durchs Feuer geht und einer angebeteten Frau die Füße küßt. Das ist meine Romantik, so hat sie auch der Karl Maria Weber verstanden und der Eichendorff. Mit Politit laßt mich aus! Basta!“ —

(Schwind, Briefe und Bilder. Delphin-Verlag.
München, S. 4.)

+

Der Tanz des Erlebens

Von Karl Norbert Mrafel

Unergründlich und geheimnisreich,
Schwer und lähmend wie ein ahnungsbanger Traum,
Einer müden Gottheit gleich,
Lag der heiße Sonnentag
Und zwang die Äste rauschend auf und nieder.
Über dem blumenleuchtenden Wiesenhag
Und dem glühenden Quell am Walbesaum,
Wo der schweigenden Wälder ernste Kunde
Sich öffnet dem freundlichen Wiesengrunde,
Ruht an dem Bächlein jung Siglind,
Das zarte, behütete Königskind
Hüllenlos.
Abgestreift lag Gewand und Schleier;
Scheu, wie in Ehrfurcht häuchte der Wind
Über die keuschen, knospenden Glieder
Und von dem weißen Leibe floß
Ein mildes Leuchten durch den dunklen Tann. —
Siglinde sann.
Wildheiße Sehnsucht quoll aus ihrer Seele
Und eine Träne Leides rann
Aus ihren großen, unschuldsvollen Augen.
„Was soll mir denn mein ewig gleiches Dasein taugen?!
Erwartungsfroh, wie dieser Silberstrahl der Quelle
Entsprang es dem geheimnisvollen All;
Nun fließt es träge, wie dies Bächlein hier im Tal
Durch lauter Blumen nur und sanfte Wiesen.
Ach, könnt' ich doch den Rausch der Leidenschaft genießen
Und schlürfen, t r i n k e n aus dem vollen Leben!“
Da fuhr ein Rauschen durch den dunklen Tann;
Durch ihren Körper floß ein unerklärlich Beben

Und plötzlich sprang ein Junker auf den Plan,
 Mit federwallendem Barett und rotem Mantel angetan
 Und einer goldenen Fiedel in der Hand;
 Das Auge blihte kühn in jeder Lust.
 Siglinde sprang empor. „Verweg'ner Fant,
 Weißt Du nicht, daß Du sterben mußt,
 Da Du mich hüllenlos geschaut?“
 Da lacht der Junker schrill und laut:
 „Du banntest mich ja selbst durch Deiner Wünsche Weben;
 Ich bin das große, köstliche Erleben!“ — — —
 — — — und griff zur Fiedel. Ein heller Ton durchschneid
 Des Waldes heimelige Sommerstille.
 Aufwühlend fuhr er durch die Blätterfülle
 Ein süß Erschauern glitt
 Mit leisem Prickeln durch des Mädchens Glieder
 Und durch die Sehnen ging ein wohliges Erbeben.
 „Nun tanze“, lacht der Geiger, „t a n z e das Erleben!
 Gib Dich der Leidenschaft, dem großen Leben hin!“
 Und schon verstrickt der Zauber der Verführung ihren Sinn;
 Sie breitet beide Arme nach dem Sonnenball,
 Als wollte sie umschlingen das große, weite All;
 Ihr Busen wogt, es weitet sich die junge Brust,
 Die Augen leuchten wie verklärt in sel'ger Lust,
 Als blickten sie in sehnsuchtsferne Weiten — — — — —
 Und immer schneller streicht der Fiedelmann die Saiten;
 Es blitzt und sprüht und funkt der Töne Hexenspiel;
 Der Liebe, Lust und Leidenschaft Gewühl
 Erfüllt des Mädchens Seele; und sie steht verzückt
 Und fühlt mit einem Mal sich körperlos und frei
 Und Zeit und Raum und Gegenwart entrückt — — —
 Da ringt sich aus der übervollen Brust ein Jubelschrei . . .
 Die Glieder zuden regen sich und tanzen
 Tanzen tanzen

Als späte Abendnebel sich vom Tal erhoben
Und feine Schleier wie der Menschentinder Träume woben,
Lag auf dem Wiesengrunde ein entseeltes Weib.
Nun hatte ihre Seele Leidenschaft und Lust
In vollen Bügen ausgetostet bis zur Reige.
Ein roter Mantel deckt den müden, bleichen Leib,
Und über der Brust
Ruht eine geborstene Geige.

†

Die Windmühle

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Säuhrende Wolken, kupfern geballt.
Stoppelwind krallt
Hart sich in die brausenden Eichen,
Schlägt und fegt das gilbende Laub.
Schwalben streichen
Ängstlich und tief durch den fliehbenden Staub.
Hoch vor dem tönenden Himmelstrand
Fängt die Mühle den schwelenden Brand,
Schleudert ihn weit in kreisenden Nezen,
Haut den ächzenden Wind in Fegen,
Schwingt und mäht — —
Plötzlich Stille. Es lauert das Land.
Drüben der Kirchturm späht
Und droht.
Weiß um den First
Flattern die Tauben . . . Der Raum zerbirst.
Die Erde taumelt. Die Mühle loht
Rot.
Eine Glocke gellt —
Brennender Herbst stürmt übers Feld.

Gedanken aus Eichendorffs Schriften

Gesammelt von Elias Zollkiewer

Dritte und letzte Lese.

Was schmückt den Helden, als das Hochgefühl,
Sich aufzuopfern fürs gemeine Wohl?

(Belavicino in „Ez. v. Rom.“ IV, 5.)

*

Erst bänd'ge dich, wenn du willst andre bänd'gen.

(Ezelin in „Ez. v. Rom.“ I, 1.)

*

Wer zu herrschen nicht versteht, gehorche!

(Ezelin in „Ez. v. Rom.“ I, 1.)

*

Es atmet

Das Land tief auf beim Morgengruß der Freiheit;
D nützt die ersten, frischen Morgenschauer,
Die rechte Zeit kommt nimmer zweimal wieder!

(Bofo in „Ez. v. Rom.“ III, 3.)

*

Wo es gut, frisch Leben gibt, wer fragt da, wie lange es
dauert!

(„Ahnung u. Egr.“ III, 20.)

*

Warum sollte denn unsere unsterbliche Seele, die alle den
Blunder überdauert, allein alt werden?

(„Dichter u. Gef.“ I, 1.)

*

Die Welt ist groß, um Ehr' drin zu erwerben.

(Magold in „Ez. v. Rom.“ II, 2.)

*

Gedanken kreuzen wild, wie Möwen
In ungemessner Luft, wenn übers Meer
Von fern der Sturm die grausen Flügel spannt.
Wer sagt in solcher Zeit, woher sie kamen,
Wohin sie gehn?

(Ezelin in „Ez. v. Rom.“ I, 1.)

*

Nicht jeden haben
Die Götter zum gemeinen Dienst geschaffen.

(Feldbichter in „Krieg d. Phil.“ III.)

*

Wer schwindelig ist, jage nicht Gensfen!

(„Entführung.“)

*

Es muß doch am Ende ein jeder seinen eigenen, ihm
gewiesenen Weg gehen und darf nicht allzu viel nach anderen
fragen.

(An Jegor von Sivers, 14. XI. 53.)

*

Nur von den einsamen Höhen gewinnt man einen freien
Blick über die labyrinthische Landschaft, in welcher man unten
sonst den Wald vor Bäumen nicht sieht.

(„Gesch. d. poet. Lit. Dtschl.“ I. T., Einl.)

*

Es gibt nur wenige Menschen in der Welt, die den rechten
Zauberspruch und Klang wissen, auf den sie sich aufrichten
und Red' und Antwort stehen; das soll aber auch durch Markt
und Bein dringen.

(Eiweißbotham in „Meierbeth“ 6.)

*

Berwandte Seelen sind bald vertraut.

(2. Literator in „Meierbeth“ 3.)

*

Nehmt die Blumen des Lebens fröhlich, wie sie der Augenblick gibt, und forscht nicht nach den Wurzeln im Grunde, denn unten ist es freudlos und still.

(„Marmorbild.“)

*

Alles ringsumher ist prosaisch und gemein, oder groß und herrlich, wie wir es verdrossen und träge, oder begeistert ergreifen.

(„Ahnung u. Ggw.“ II, 12.)

*

Wahrlich, die rechte Poesie liegt ebenso sehr in der Gesinnung als in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauches groß und bedeutend werden.

(Gesch. d. poet. Lit. Dtschl.“ II. T., Schluß.)

*

Was mühen wir uns doch ab in unseren besten Jahren, lernen, polieren und feilen, um uns zu rechten Leuten zu machen, als fürchteten oder schämten wir uns vor uns selbst und wollten uns daher hinter Geschicklichkeiten verbergen und zerstreuen, anstatt daß es darauf ankäme, sich innerlichst nur recht zusammenzunehmen zu hohen Entschlüssen und einem tugendhaften Wandel.

(„Ahnung u. Ggw.“ I, 2.)

*

Gestikulieren, quälen und mühen sich nicht alle Menschen ab, die eigentümliche Grundmelodie äußerlich zu gestalten, die jedem in tiefster Seele mitgegeben ist und die der eine mehr, der andere weniger und keiner ganz auszudrücken vermag, wie sie ihm vorschwebt? Wie wenig verstehen wir von den Taten, ja, selbst von den Worten eines Menschen!

(„Ahnung u. Ggw.“ I, 6.)

*

In der Welt steht jeder mit seinen besondern, eigenen Empfindungen, Gedanken, Ansichten und Wünschen neben dem andern wieder mit seinem besondern Wesen, und wie sie sich auch, gleichwie mit Polypenarmen, künstlich betasten und einander recht aus dem Grunde herauszufühlen trachten, es weiß ja doch am Ende keiner, was er selber ist oder was der andere eigentlich meint und haben will, und so muß jeder dem andern verrückt sein, wenn es übrigens Narren sind, die überhaupt noch etwas meinen oder wollen. Das einzige Tolle bei jenen Verrückten von Profession aber ist nur, daß sie dabei noch glücklich sind.

(„Ahnung u. Ggw.“ III, 22.)

*

Man muß überall erst bestimmt wissen, was man will, ehe man mit Erfolg darüber reden kann.

(„Die konstitutionelle Preßgesetzgebung in Deutschland.“)

*

Es ist wunderbar überraschend, wie die gleichen Überzeugungen und Gesinnungen in der Hauptsache überall dieselben Kämpfe und Erfolge erzeugen.

(An Aug. Reichensperger, 17. XII. 56.)

*

Jede neue Idee ist wie der erste Morgenblitz; erst rötet er leise die Berge und die Wipfel, dann zündet er plötzlich da, dort mit flammendem Blid einen Strom, einen Turm in der Ferne; nun qualmen und teilen und schlingen sich die Nebel in der Tiefe, der Kreis erweitert sich fern und ferner, die blühenden Länder tauchen unermesslich auf — wer sagt da, wo das enden will!

(„Viel Lärmen um nichts.“)

*

Ideen lassen sich nicht in Provinzen einfangen und begrenzen, sie sind ein Gemeingut der Menschheit und greifen über die einzelnen Nationen hinaus.

(„Gesch. d. poet. Lit. Dtschl.“ I. T., Einl.)

*

Jedes tüchtige Unternehmen hat seine fröhliche Jugend.

(„Die Wiederherstellung d. Schlosses zu Marienburg“ IV.)

*

Die Zeit gibt immer mehr Fertigkeit, und die größere Fertigkeit dann wieder mehr Zeit.

(An Lubow. Sigism. Ruhl, 9. I. 22.)

*

Talent! das ist nur ein Blitz, den der Herr fortschleudert in die Nacht, um zu leuchten, und der sich selbst verzehrt, indem er zündet.

(„Dichter u. Ges.“ III, 26.)

*

Auch dem Genie gegenüber ist der einfältigste Mensch nicht rechtlos.

(„Die konstitutionelle Preßgesetzgebung in Deutschland.“)

*

Es ist überall ungerecht und daher ganz unzulässig, große Geister a u ß e r h a l b ihrer Zeit, ihre Intentionen lediglich nach den Erfolgen beurteilen zu wollen.

(„Gesch. d. poet. Lit. Dtschl.“ I. T., VI.)

*

Es ist doch nichts lächerlicher als eine aus der Mode gekommene Genialität. Man weiß dann gar nicht, was die Perls eigentlich haben wollen.

(„Ahnung u. Ggw.“ II, 15.)

*

Die Torheit bleibt und wechselt nur die Mode.

(Fremder Herr in „Krieg d. Phil.“ I.)

*

Es ist doch kein Bopf so ungeheuer, für den nicht irgend ein Kopf paßte.

(An Th. v. Schön, I. VIII. 49.)

*

Das Meer ist nicht so tief, als der Hochmütige in sich selber versunken ist!

(„Ahnung u. Ggw.“ III, 22.)

*

Eitelkeit macht dumm.

(„Dichter u. Ges.“ I, 12.)

*

Besser mit einem Haufen Narren als mit einem allein.

(„Ahnung u. Ggw.“ II, 14.)

*

Ein Narrenstreich ist wie ein Stein, den man vom Berge kollert, erst gemacht und unschuldig, dann immer lustiger und hurtiger in wunderlichen Sprüngen, mit Echo und unvernünftigem Spektakel unaufhaltsam zum Abgrund hinunter.

(Bilie in „Ez. v. Rom.“ IV, 1.)

*

Wer nicht ißt, der lebt nicht; wer nicht lebt, der studiert nicht, und wer nicht studiert, der wird kein Weltweiser, und das ist das Fundament der Philosophie.

(„Ahnung u. Ggw.“ I, 10.)

*

Es ist leicht und angenehm, zu verspotten, aber mitten in der Täuschung den großen, herrlichen Glauben an das Bessere festzuhalten und die andern mit feurigen Armen emporzuheben, das gab Gott nur seinen liebsten Söhnen.

(„Ahnung u. Ggw.“ I, 7.)

*

Unablich ist's, den Löwen an der Mähne
Zu zupfen, der schwachvoll in Ketten hängt.

(„Robert und Guiskard.“)

*

Mehr, als er soll, kann keiner tun.

(Benger in „Letzter Held v. Mar.“ I, 1.)

*

Es gehört oft nur ein kleiner Stein dazu, um in den weisesten
Kopf ein Loch zu schlagen.

(„Auch ich war in Arabien!“)

*

Grade die kleinen verbedeten Klippen am Strande sind
der gewisse Untergang.

(An Th. v. Schön, 24. X. 42.)

*

Es ist gefährlich, die Bahn eines tragischen Geschickes zu
kreuzen.

(„Dichter u. Gef.“ II, 18.)

*

Wem sein Himmel über dem Haupte zusammenbrach, dem
kommt's auf ein paar Scherben mehr oder weniger nicht an.

(„Dichter u. Gef.“ II, 16.)

*

Was nützt's dem Greis, ihn aus der Haft zu lösen?
Er taumelt in der ungewohnten Luft.

(Blauen in „Letzter Held v. Mar.“ IV, 4.)

*

Wir leben alle fort, so lang' wir müssen.

(Gertrud in „Letzter Held v. Mar.“ III, 3.)

*

Es ist des Jägers dunkelwüste Lust, das Schönste, was ihn
rührt, zu verderben.

(„Ahnung u. Egw.“ II, 15.)

*

Es geht oft ein Schauer mahnend durch die Luft der Menschen, damit sie sich erinnern, daß ihnen die schöne Erde nur geliebet sei.

(„Dichter u. Gef.“ I, 13.)

*

Succumbit humi bos et Caesar.

(„Dichter u. Gef.“ III, 21.)

*

Ist das Schiff zerschlagen, greift
Nach jeder Plank jeder, wie er kann;
Da frag't den Sturm dann und die taube Woge,
Wohin es geht!

(Rensburg in „Letzter Held v. Mar.“ I, 2.)

*

Wer gibt uns das Recht, zu klagen, wenn niemand helfen mag!

(„Dichter u. Gef.“ III, 26.)

*

Die Ungewißheit ist's, die Furcht, die Sorge,
Die wie ein grauer Regenhimmel tief
Mit tragem Flug die müden Seelen streift.

(Blauen in „Letzter Held v. Mar.“ III, 2.)

*

Argwohn verdreht der Dinge klaren Sinn
Und aus dem Mißverständnis wächst die Zwietracht.

(Blauen in „Letzter Held v. Mar.“ III, 2.)

*

Güte jeder das wilde Tier in seiner Brust, daß es nicht
plötzlich ausbricht und ihn selbst zerreißt!

(„Gesch. d. poet. Lit. Dtschl.“ II. T., VII., Kleist.)

*

Hüte dich, das wilde Tier zu weden in der Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und dich selbst zerreißt.

(„Schloß Dürande.“)

*

Du aber hüt' den Dämon, der in der Brust dir gleißt,
Daß er nicht plötzlich ausbricht und wild dich selbst zerreißt.

(„Julian“ XVII.)

*

Die überspannte Senne
Verlezt den Schützen.

(Ryburg in „Lepter Held v. Mar.“ II, 1.)

*

So wahr ist es überall, daß die Zügellosigkeit sich selbst den
Zügel schafft!

(„Die konstitutionelle Preßgesetzgebung in Deutschland.“)

*

Der Mensch allein verwirrt alles mit seiner Leidenschaft
und Affektation.

(„Dichter u. Gef.“ III, 21.)

*

Die Leidenschaft ist an sich nichts, sondern erhält ihre gute
und schlimme Bedeutung nur durch ihren Gegenstand.

(„Die heilige Hedwig.“)

*

Faule Naturen werden erst in der Leidenschaft bedeutend
und reizend.

(„Dichter u. Gef.“ III, 20.)

*

Wer Arges sinnt, der sieht
Den Schattenriß der eigenen Gedanken
Verlockend über Feld und Wände schweifen.

(Wirtemberg in „Lepter Held v. Mar.“ II, 3.)

*

Es wuchert Sünde, blutig einst gesät,
Still fort im Boden und will frisches Blut.

(Zigeuner in „Meierbeth“ 2.)

*

Es ist kein Lager so hart, kein Frost so scharf, keine Not so
bitter als die Schande.

(„Schloß Dürande.“)

*

Der Mensch verlangt immer etwas Außerordentliches, und
wenn es das Entsetzlichste wäre, um nur dem unerträglichsten
Übel, der Langeweile, zu entkommen.

(„Entführung.“)

*

G e h e i m e Feinde saugen uns am Mark,
Wie giftgeschwollne Spinnen tückisch lauern
Im künstlichen Gewebe des Betratts.

(Ezelin in „Ez. v. Rom.“ III, 6.)

*

Es gibt fürchterliche Gesichter, die das Herz in Stein
verwandeln, wie das Haupt der Medusa.

(„Ahnung u. Ggw.“ III, 23.)

*

Der Erde freudenvolles Angesicht
Ist fromm und treu und segensreich und ewig;
Des Menschen Bild, — ach, wär' es nie betrüglich!

(l. Frk. in „Herm. u. Thusa.“ I, 1.)

*

Versöhnung bringt die Zeit, sind wir versöhnlich.

(Hirt in „Krieg d. Phil.“ IV.)

*

Es kann ein Mensch lange Zeit in den besten Grundsätzen wie ein Schneemann eingefroren sitzen, aber die lustigen Frühlingssäbe unterwaschen schon heimlich plaudernd und neckend den Sitz unter ihm — ein Laut, der leise Flug eines Vogels: und er stürzt kopfüber und verschüttet alle guten Vorsätze wieder.

(„Dichter u. Ges.“ I, 12.)

*

Die Schule des Lebens ist nur das Leben selbst.

(„Preußen und die Konstitutionen.“)

*

Das Leben ist überall die beste und gründlichste Lehrmeisterin; Bücher können nur einzelne Fingerzeige geben.

(An Th. v. Schön, 25. II. 56.)

*

Wenn das Leben in seinen Fundamenten erschüttert, hier ein Pfeiler, dort eine Klammer willkürlich herausgerissen ist, da sinkt das ganze Gebäude nach, wird windschief und folglich lächerlich.

(„Gesch. d. poet. Lit. Dtschl.“ I. T., V.)

*

Die Erde ist noch immer voll schöner Wunder, wir betrachten sie nur nicht mehr.

(„Dichter u. Ges.“ III, 25.)

*

Weisheit macht weiße Köpfe.

(„Dichter u. Ges.“ II, 18.)

*

Die Intelligenz für sich und wo ihr nicht eine gleich starke Willenskraft zur Seite steht, ist gar nichts wert, weil sie nirgends lebendig an die Tiefe des Gewissens reicht. Das tut allein die Gottesfurcht, die ohne Demut und Liebe, diese rechten Werkmeisterinnen der Tugend, undenkbar ist.

(„Gesch. d. poet. Lit. Dtschl.“ I. T., V.)

*

Was der Mensch doch nicht alles erfährt, wenn er sich einmal hinterm Ofen herbormacht!

(„Laugenichts“ 4.)

*

Das Auge hat in sich Raum genug für eine ganze Welt.

(„Ahnung u. Ggw.“ I, 5.)

*

Ach, warum müssen wir jene unschuldige Betrachtung der Welt, jene wundervolle Sehnsucht, jenen geheimnisvollen, unbeschreiblichen Schimmer der Natur verlieren, in dem wir nur manchmal noch im Traume unbekannte, seltsame Gegenden wiedersehen!

(„Ahnung u. Ggw.“ I, 5.)

*

Die Erinnerungen aus der Kindheit sind desto empfindlicher und verschämter, je tiefer und unverständlicher sie werden, und fürchten sich vor großgewordenen, altklugen Menschen, die sich in ihr wunderbares Spielzeug nicht mehr zu finden wissen.

(„Ahnung u. Ggw.“ I, 5.)

*

Wie glücklich ist eine beruhigte, stille Seele, die imstande ist, besonnen und gleichförmig nach allen Seiten hin zu wirken und zu schaffen, die, von keiner besondern Leidenschaft gestört, auf der schönen Erde wie in der Vorhalle des größern Tempels wohnt!

(„Ahnung u. Ggw.“ I, 9.)

*

Es gibt noch sanfte und hohe Empfindungen, die wohl schamhaft sind, aber sich nicht zu schämen brauchen, und ein stilles Glück, das sich vor dem lauten Tage verschließt und nur dem Sternenhimmel den heiligen Kelch öffnet wie eine Blume, in der ein Engel wohnt.

(„Marmorbild.“)

*

Ein gefühlvolles Herz ist doch recht schlimm dran in der Welt; wer versteht seine leisen Regungen?

(Frau d. Jemand in „Krieg d. Phil.“ I.)

*

Nur Jugend, Schönheit sind's, die bei den Herren gelten;
Die Tugend wohnt wie Perl'n im schlichten stillen Haus;
Wer nimmt die Mühe sich und sucht sie dort heraus?

(Frau d. Jemand in „Krieg d. Phil.“ I.)

*

Von der Wiege bis zur Bahre
Schafft die Hoffnung auf und ab,
Pflanzt dem Greis im Silberhaare
Palmen noch aufs offene Grab.

(Meierbeth in „Meierb.“ 4.)

*

Die Welt ist wie eine eigensinnige Schöne, die nur in jungen Augen sich mit ihrem fröhlichsten Schmucke spiegeln mag, für Klugheit und Kenntnisse gibt sie nur Brot, für Liebe und rechte Freude an ihr aber wieder Freude und Liebe.

(„Dichter u. Ges.“ I, 5.)

*

Es kommt nach allen heftigen Gemütsbewegungen, die unser ganzes Wesen durchschüttern, eine stillklare Heiterkeit über die Seele, gleichwie die Felder nach einem Gewitter frischer grünen und aufatmen.

(„Marmorbild.“)

*

Es geht doch nichts über den stillen ungestörten Genuß der schönen Natur.

(Frau d. Jemand in „Krieg d. Phil.“ I.)

*

Ich habe nie mehr Menschenliebe, als wenn ich weit von den Menschen bin.

(„Ahnung u. Ggw.“ III, 20.)

*

Turteltauben nisten gerade am liebsten in alten Ruinen,
da ist's hübsch düster und nachtigallenhaft.

(„Dichter u. Gef.“ III, 23.)

*

Rätlich scheint's, die Schuld, die wuchernd wächst
Von Jahr zu Jahr, a u f e i n m a l abzutragen,
Bevor sie uns erdrückt.

(Kintkenau in „Lezter Held v. Mar.“ IV, 1.)

*

Sag's jeder frei heraus doch, was er sinnt!
Wie helle Blitze die Gewitterschwüle,
Bricht ehrlich Wort und rechte Gegenrede
Verhaltenen Groll.

(Blauen in „Lezter Held v. Mar.“ III, 2.)

*

Es gibt nichts Erbarmungswürdigeres als ein reiches,
verwildertes Gemüt, das in verzweifelter Erinnerung an
seine ursprüngliche, alte Güte, sich lieberlich an dem Besten
und Schlechtesten berauscht, um nur jenes Andenken loszu-
werden, bis es, so ausgehöhlt, zugrunde geht.

(„Ahnung u. Ggw.“ II, 16.)

*

Glend, gebrechlich Ding, der Leib! Wie'n Gaul
Bricht er zusammen unterm Sporn der Seele,
Der kühnen Reiterin, die überwach
Nichts weiß von Nacht und Schlaf.

(Kents in „Lezter Held v. Mar.“ IV, 1.)

*

Wär' die Seel' von ird'schen Stoffen,
Wie Felsen oder grimmer Löwen Leib,
Sie bräch' beim Anblick dieser Jammerwelt!

(Blauen in „Lezter Held v. Mar.“ III, 2.)

*

Die Welt ist ein großer, unermesslicher Magen und braucht leichte, weiche, bewegliche Menschen, die er in seinen vielfach verschlungenen, langweiligen Kanälen verarbeiten kann.

(„Ahnung u. Ggw.“ III, 23.)

*

Die Welt, der große Tölpel, der niemals gescheiter wird, wäre freilich der Mühe wert, daß man ihm höflich und voll Ehrfurcht das Gesicht streichelte, damit er einen wohlwollend und voll Applaus anlächle. Es ist ja doch nichts als Magen und Kopf, und noch dazu ein recht breiter, übermütiger, selbstgefälliger, eitler, unerträglicher, den es eine rechte Götterlust ist aufs Maul zu schlagen.

(„Ahnung u. Ggw.“ II, 13.)

*

Die ersten Stunden in einer großen, unbekanntem Stadt gehören zu den einsamsten im Leben.

(„Dichter u. Gef.“ II, 15.)

*

Die ersten Stunden und Tage, die wir in einer großen, unbekanntem Stadt verbringen, gehören meistens unter die verdrießlichsten unsers Lebens. Überall von aller organischen Teilnahme ausgeschlossen, sind wir wie ein überflüssiges stillstehendes Rad an dem großen Uhrwerke des allgemeinen Treibens. Neutral hängen wir gleichsam unser ganzes Wesen schlaff zu Boden und haschen, da wir innerlich nicht zu Hause sind, auswärts nach einem festen, sichern Halt. Solche Augenblicke sind es, wo wir darauf verfallen, Visiten zu machen und nach Bekanntschaften zu jagen, da uns sonst der ungestörte Zug eines frischen, bewegten Lebens in Liebe und Haß mit Gleichen und Widrigen von selbst kräftiger und sicherer zusammenführt.

(„Ahnung u. Ggw.“ II, 12.)

*

Wohl ist der Weltmarkt großer Städte eine rechte Schule des Ernstes für bessere, beschauliche Gemüter, als der getreueste Spiegel ihrer Zeit. Da haben sie den alten, gewaltigen Strom in ihre Maschinen und Räder aufgefangen, daß er nur immer schneller und schneller fließe, bis er gar abfließt, da breitet denn das arme Fabrikantenleben in dem ausgetrockneten Bette seine hochmütigen Teppiche aus, deren inwendige Rehrseite ekle, kahle, farblose Fäden sind, verschämt hängen dazwischen wenige Bilder in uralter Schönheit verstaubt, die niemand betrachtet, das Gemeinste und das Größte, heftig aneinander geworfen, wird hier zu Wort und Schlag, die Schwäche wird dreist durch den Haufen, das Hohe sicht allein.

(„Ahnung u. Ego.“ II, 14.)

*

Die Zeit braucht viel Papier, Papier braucht Lumpen, o lumpige Zeit!

(Narr in „Krieg d. Phil.“ I.)

*

Es ist noch nicht an der Zeit, zu bauen, solange die Backsteine, noch weich und unreif, unter den Händen zerfließen.

(„Ahnung u. Ego.“ III, 24.)

*

Jede Nachahmung, weil sie denn doch immer etwas Neues und Apartes aufweisen will, gerät unfehlbar in das Übertreiben und Überbieten des Vorbildes.

(„Erlebtes: I. Der Adel und die Revolution.“)

*

Was wäre denn die Poesie, wenn nicht eben erfrischende Anregung und Erweckung? Kein Dichter gibt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer zu träge und unlustig, nicht den Mut verspürt, die losen, goldenen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnisvolle Buchstabe doch ewig tot, und ein Leser, der nicht

selber mit und über dem Buche nachzudichten vermag, täte besser, an ein löbliches Handwerk zu gehen, als so mit müßigem Lesen seine Zeit zu verderben.

(„Gesch. d. poet. Lit. Dtschl.“ II. T., VII., Anrim.)

*

Lasset die Gewöhnlichen sich ewig suchen und verfehlen, die Seltenen wirft ein magnetischer Zug einander an die männliche Brust, und der ewige Bund ist ohne Wort geschlossen in des Eichenwaldes heiligen Schatten, wenn die Orgel des Weltbaues gewaltig dahinbraust.

(„Ahnung u. Ggw.“ II, 15.)

+

Mondnacht / Von Alfred Wolf

Über die Hecken, über die Bäume
Ist der Mond gegangen.
Krause Bilder, wirre Träume
Liegen auf den Matten.
Knospen, Blumen, rot und blaue,
Die der Tag geweckt,
Haben hinter graue Schatten
Eilend sich versteckt.

In der Ferne leise Klänge,
Wo die Liebe wacht,
Eine reine, makellose,
Weiße Rose
Leuchtet durch die Nacht.

+

Der Silberfalter

Ein Märchen von Hans Gäßgen

Gold schien die Frühlingssonne durch die Welt. Die Blumen am Bach schlugen erschrocken ihre Goldaugen auf und sahen erstaunt zur blauen Himmelskugel hinauf, an der silberweiße Wölkchen, fast wie Schneeflocken, dahintrieben.

Die Flatterwölkchen aber redeten mit Allvater und sprachen: „Laß uns hinabfliegen auf die Erde, wo die Menschenlein wohnen; nur ein einzig' Mal wollen wir Wälder, Fluren und Wiesen durchweilen und dann gehorsam zurückkehren, zu Dir, unserem Herrn.“

Und Gott sprach: „Es sei Euch gewährt; aber hütet Euch, ein irdisch' Ding zu berühren; Euer freies Himmelsleben wäre verscherzt; ewig mühtet Ihr auf Erden bleiben.“

Fröhlich flatterten da die Wölkchen zur Tiefe; auch das kleinste, ein winzig rosig-angehauchtes Kind, durfte nach langem Bitten den großen Flug wagen.

Der Weg war weit; müde kamen die Falter auf die Erde. Aber bald waren sie wieder fröhlich, erquickt von der wunderbaren Pracht der lenztrunk'nen Erde.

Gehorsam wollten sie nun zurück, um ihrem Herrn zu erzählen, wie schön er alles geschaffen.

Aber das Rosenwölkchen war müde, sehr müde. Seine kleinen Flügel versagten den Dienst.

In einem stillen Waldtale, fern vom Erdentreiben, war es endlich erschöpft auf eine blaue Blüte niedergefunken, unbeachtet von seinen Brüdern und Schwestern.

Diese aber flogen eben fröhlich in den Himmelsaal ein und erzählten und erzählten

Doch Allvater wurde ernst und sprach: „Wo ist Rosenwölkchen?“

Da sahen sich alle betroffen an; keiner wußte, wo der kleine Bruder geblieben war.

Gott aber wurde sehr, sehr ernst und schickte Engel aus in alle Täler der Erde.

Und einer fand das Wölkchen, eingeschlafen auf der blauen Blüte.

Da eilte Gott selbst auf die Erde, erweckte sein Kind und sprach: „Zum Himmel zurückzukehren ist Dir versagt; auf Erden mußt Du weilen immerdar. Aber ich will gnädig sein: Fern von der lauten hastenden Welt sollst Du in diesem göttlich-stillen Waldtale als Falter Dein Leben verbringen. Kein Mensch wird Dich stören. Das Bächlein wird Dich in Schlummer singen; die Wiesenblumen werden für Dich allein köstlichen Honig in ihren Kelchen bewahren.

Vielleicht aber wird eines Tages doch ein irdisch' Wesen De'n Erdenfleckchen betreten. Aber es wird anders sein, wie die lauten, hastenden Erdensohne. Leuchtenden Auges, sachten, ehrfurchtvollen Schrittes wird er bei Dir eintreten, wie man wohl im Dome zu schreiten pflegt.

Und er wird Dich schauen und sich Deiner freuen, und Du wirst von jener Stunde an frei sein — ein Silberwölkchen wie bis heute.“ — —

Gott hatte geendet; leise rauschten die Bäume in weihemvollem Orgelklang. Die Sonne aber breitete ein leuchtend' Goldnetz über das stille, erdenferne Waldtal.



Fräulein Doktor

Ein Gedichtblatt für Marie Speyer von Annie Herzog

Wie die Sonne an den Bücherreihen vorbeisucht und zitternd in den roten Rosen auf dem Tisch stehen bleibt. — Wie die regungslosen Bäume vor dem Fenster plötzlich mit kleinen durchleuchteten Blättchen ängstlich zu beben beginnen und die Amsel herzbewegend um die Liebste wirbt.

Der weiche Abend neigt sich leise, weiße Akazienblüten schweben in der Luft und ein kleiner blauschimmernder Schmetterling hat sich an meinem Schreibtisch verloren. Ein weher Duft von weißen Nelken und sterbenden Rosen dringt in das Zimmer, und die Sonne nimmt leise ihren letzten goldenen Finger von den Bücherreihen und leise verlöschen die Goldbuchstaben auf Webers „Dreizehnlinden“.

„Wenn der Lenz in roten Rosen rasch verblutet“. —

Ich höre eine ferne Stimme, die es weich deklamiert, die Alliteration fest betonend, ich sehe eine matte weiße Hand, sachte über blühende Rosenstöcke streicheln und einen wehmütigen Schimmer in dunklen Augen. Schon so lange ist es her!

Und da kommen sie wieder alle aus meinem versunkenen, von Jasmin und Vergifmeinnichten überwucherten Garten, der so ferne liegt, und dessen träumerisches Blättergeflüster ich nur noch in seltenen Stunden höre.

Von den schwerduftenden Linden her schreitet hoch und herrisch die schöne Großtante in rauschendem Reifrock, um den schmalen Mund die feinen stolzen Entsagungsfältchen —, ihr folgt die Hänschen, Glanz im Goldhaar, lächelnde Träume auf den roten Lippen — und jetzt als dritte, so schlicht, so erdenfest und himmelsicher kommt Fräulein Doktor.

Und Großtante geht weiter, die weichen Blauaugen der Hänschen suchen an mir vorbei, nur Fräulein Doktor sieht mich an und lächelt.

„Jetzt hab ich Zeit“, sagt sie und gibt mir die Hand —
„willst du mit mir kommen?“

Ich nickte erfreut. Es brauchte so viel, bis Fräulein Doktor Zeit hatte —, erst mußte sie durch das stille Tor zur großen Ruhe gehen.

Und so wandeln wir Hand in Hand wie vor fernen Jahren unter dicke Kastanienbäume vor eine kleine Universität.

„Sie sind größer und breiter geworden und es braucht viele Jahre dazu“, sagt Fräulein Doktor und sieht mit stillem Lächeln nach den alten Bäumen — „so geht die Zeit!“

„Ja“, sage ich und lächle wieder, — „es ist schon lange her, seit ich glaubte ‚Sturm und Drang‘ seien Dichterfreunde wie Schiller und Goethe —, weißt Du noch?“

Und Fräulein Doktor legt den Kopf zurück, schlägt die matten weißen Hände zusammen und lacht hell und glücklich auf.

„Ach ja, und als ich es damals Professor N. erzählte, der Mama und meiner Schwester, sie haben Tränen gelacht“, sagt sie, und über ihr bleiches Gesicht geht ein schelmisches Leuchten —, „es waren doch sorglose Zeiten“. —

„Ja“, antworte ich und lächle nicht mehr, — „ich habe unterdessen erfahren, daß ‚Sturm und Drang‘ wirklich Freunde sein können“.

Da bleibt Fräulein Doktor plötzlich stehen, rafft mit einer ihrer alten energischen Bewegungen das schwarze Kleid zusammen und sieht mich mit ihren klugen Augen groß an:

„Was wißt ihr von ‚Sturm und Drang‘, ihr, die ihr im gesunden Leben steht!“ —

So einfach klingt es, aber das weiße Gesicht zuckt wie in großem Schmerz. Ich fühle meine Wangen in Schamröte flammen und fühle, wie hohl meine Worte waren. Bittend such ich die matte weiße Hand und greife ins Leere. —

Es ist Nacht geworden. Die weißen Akazienblüten und blauen Schmetterlinge haben die Farbe verloren, nur der

wehe Duft der blaffen Nelken und sterbenden Rosen ist lebendig geblieben. Im Dunklen sitze ich an meinem Schreibtisch und durch meine Seele klingen die ernstesten anklagenden Worte von Fräulein Doktor — „ihr, die ihr im gesunden Leben steht“. Meine Augen werden heiß und meine gesunden untätigen Finger suchen die Feder.

So zünde ich die Lampe an und will versuchen, auf wenigen Blättern von der tapfern Gestalt eines kurzen Lebens zu erzählen, das meinem Leben zu langem Segen wurde. —

Zu meiner Jugend gehört ein schönes, großes Haus, mit hohen Fenstern, weißen Marmortreppen, sonnigen Korridoren und blanken stillen Zimmern. Es hat nichts Trüme-
risches und nichts Geheimnisvolles, dieses Haus. Klar und sicher steht es da, wie ein reines Gewissen und leuchtet in meine Träume. Meine schönsten und meine schwersten Stunden hat es umschlossen —, es ist das Haus meiner Studienzzeit.

Dort habe ich Fräulein Doktor kennen gelernt. Sie war wie das Haus, so licht und fest und klar, und ihre ernstesten Augen glühten hohen Fenstern, in denen sich die unerbittliche Tageshelle bricht, in denen die Sonne lächelt und der Sturm weint. Diese Augen lagen in dem weißen Gesicht wie zwei Seelen, in die die Welt mit ihrer Schönheit und Kraft schien und in die das Leben mit seinem Weh und Fragen versank. Es war das Schönste an ihr, diese lebendigen Augen.

Sie waren mir wie eine sichere Leuchte auf einem verworrenen Weg, wie ein mutiges Aufleuchten in angstvollen Augenblicken. Unter ihrem warmen Feuer wurde ich fest und selbstbewußt, lernte ich die wundervolle Kraft geistiger Arbeit kennen.

Wie war es nur gekommen?

Wenn man zurückschaut, es tut wohl und es tut wehe.

Man kommt her von kleinen blumigen Wiesenpfaden, tritt aus den niedern Türen stiller Dorfhäuser und steht plötz-

lich auf den harten Straßen starker Städte, geht ein durch die Tore riesiger Steinpaläste, in denen Schatten liegt, in denen Leben klingt, durch die der Ernst geht.

Ich habe kleinnützig und zutunftsicher die sonnige Dorfschwelle überschritten, bin mit schwimmenden Augen und geballten Händen in das Steinhaus getreten. — Daß der Zutunfts Glaube nicht zerbrach, die geballten Hände sich nicht kraftlos lösten, dank ich Fräulein Doktor. Geseget, geseget seien ihre mutigen Augen.

Was wußte ich von „Sturm und Drang“, — was hatte ich in unserer kleinen Dorfschule von den Romantikern gehört? —

Die Romantiker!

Das ganze kleine Zimmer Fräulein Doktors, voll Bücher und Sonne, roch nach Romantik. Vom Fensterbrett nickten Rosaprimeln, von den Wänden Novalis, Brentano, Eichendorff. In vergilbten und strahlenden neuen Bänden standen die „Taugenichtse“, Märchen und Romane in braunen Gestellen, versorgt und behütet wie das Christkindel in Windeln.

Ich habe nie in Menschengenossen solchen Glanz und solche warme Freude gesehen, wie wenn Fräulein Doktors mattweiße Finger über ihre Bücher streichelten. Alle Sonne und Kraft, die diese Blätter enthielten, schienen aufgesogen von diesen Augen, deren Leuchten die unscheinbare Gestalt in goldenen Schimmer tauchte.

Neben ihrem Schreibtisch auf dem braungeschnitzten Stühlchen mit dem farbigen Strohstuhl las ich mich durch die Romantik, von Schlegel bis Eichendorff, atemlos, wochenlang. Ich wurde wütend und strahlend und zuleh: — enttäuscht. Die Schlegels waren mir zu menschen-, Novalis zu mondhscheinhaft, Tieck und Hoffmann fand ich übertrieben, Eichendorff leichtsinnig, Brentano unwahr, Arnim gesucht, die Grimm pedantisch. Da lachte Fräulein Doktor, nannte mich „Arboden“ und begann zu säen. Und die „blaue Blume“

faßte Wurzel, wuchs und entfaltete sich. In tollem jauchzendem Ringelreihen tanzte ich und schluchzte ich mit jedem einzelnen Dichter —, schwebend folgte ich Novalis nach den Sternen, ging schauernd an die geheimnisvolle Türe mit dem gruseligen Klopfer Hoffmanns, und ohne Hut, mit wehenden Haaren und leichtem Ränzel, Eichendorffs Lauge nichts am Arm, durchstreifte ich die schöne Gotteswelt.

Die Romantik war mein, Schiller und Goethe begann ich zu verachten. Und Fräulein Doktor säte unermüdblich weiter, ich folgte mit glühenden Backen und zitternden Tränen. Durch sie lernte ich die Stunden kennen, in denen Hoffmann gütig, Brentano hinreißend wird — aber auch jene langen Tage, in denen Goethe und Schiller unentbehrlich sind.

Die Examina nahten. Das Abitur mit unendlichen Zahlenreihen, chemischen Formeln und physikalischen Experimenten, verschlang die „mondbeglänzte Saubernacht“. In jenen stürmischen Wettern, als die Gegensätze um meine Seele rangen, ließ mich Fräulein Doktor Schillers „Ideal und Leben“ lernen. Wenn die Lateinzensuren zu entmutigend wurden, mußte ich es ihr deklamieren, bis meine Hände sich wieder ballten und „nur der Starke wird das Schicksal zwingen“ wie ein Schlachtgeheul aus meiner Kehle kam. Da konnte Fräulein Doktor so unvergleichlich bewundernd die Hände zusammenschlagend mich einen Helden nennen und die unregelmäßigen Verba wurden mir harmlos, wie vor meinem Fenster der Rasen voll Gänseblümchen. —

Dann folgte sie einem ehrenvollen Ruf in ihre Heimat. In sichere weiße Kisten verpackt, gingen all die schönen zärtlichen Bücher voll Tollheit und tiefer Weisheit, voll Waldesrauschen und Todesstille mit ihr nach Deutschland. Mir waren alle Blumen abgemäht, stille hohe Marmorbilder zerbrochen, und wo sich sonst sinniger Efeu rankte und weiße Lilien wiegten, sah ich Spinnweben und unnützes Unkraut. Historisch begründete Wahrheiten, unerbitterliche Daten be-

kamen Gewalt über mich. Das Geheimnis der Gesehmäßigkeit wurde mir offenbar. Der strahlende Planet voller Geheimnisse und Glück, voll Wälder und Seen, Blumen und Tauben, fahrender Schüler und betränkter Frauen, wurde zur erbärmlichsten aller Welten, in der das Faustrecht herrschte, das Zeugnispapier und das rollende Geld. Nur selten noch slutete mit den engbeschriebenen Briefen Fräulein Doktors der alte süße Zauber ihrer Schaffenswelt in mein sonnentwohntes Zimmer. Dann setzte ich mich wohl im Dämmerlicht ans Fenster, die dünnen Bogen in den Händen, und was an Jugend, tollen Lebensträumen und heißem Schaffensdrange in mir war, konzentrierte sich um die ferne Gestalt im schwarzen Kleide, in deren strengem weißen Gesicht zwei reine verstehende Romantikeraugen lebten.

Was das Leben Stein um Stein aufbaut, was es bergweise niederreißt, hatten diese Augen gesehen und verstanden. Lebende Romantikergestalten waren über ihr starkes Herz gegangen, romantischer Höhenflug und romantische Zerknirschung hatten an ihrem festen klaren Sinn Maß und Richtung gesucht. Das war das Heilige und das Irdische an ihr, dieses zarte innige Miterleben eines ihrem geschlossenen Wesen völlig fremden Schicksals, das hat sie zur Weisen gemacht und zur Versteherin.

Da kam über ihr Ahrenfeld, das segensvoll und fruchtbar in der Sonne und in der Arbeit lag, ein Schatten. Der lichte Schatten eines kleinen, lächelnden, weisen Knaben. Vor Fräulein Doktors Türe blieb er stehen und senkte die Fadel. Und Fräulein Doktor hob am Arbeitstisch das weiße Gesicht mit den verstehenden Augen.

Wie ihre Lieblinge, die heitern, daseinseligen Romantiker, sollte auch ihr emsiges, arbeitschweres Leben jung zum Vater gehen.

Und wie die besten ihrer Lieblinge hat sie ihr Haus bestellt, das Schmerzenslager bestiegen, ihre heißgeliebte Arbeit, ihre

großen und kleinen Schmerzen, großen und kleinen Freuden mit der ihr eigenen Kraft von sich getan und ist für immer zur Ruhe gegangen. —

Wer ermißt völlig, was er verlieren kann, bevor er es verliert?

Man geht in der Sonne, hält in stillem Geborgensein eine stille Hand und erst wenn die Wolken kommen, versteht man der Sonne goldene Kraft, wenn die Hand entgleitet, weiß man, wie einsam und voller Staub die Straße ist. —

An gesegneten Feiertagen, wenn die Alltagsarbeit in Schränke geschlossen ist, kommt zu mir die Stunde der Romantik. Da husche ich in die roten Schuhchen der Märchenbücher und folge nochmals der Jugend mit hochfliegender Fahne. Wälder rauschen, Quellen murmeln, Vöglein singen, Mühlen träumen im Mondenschein. In Marmorbildern beginnt das Leben, uralte Dome sind festlich beleuchtet, auf goldenem Thron lockt die schöne Lore Lay.

Und schl'cht und energ'ich seh ich neben mir Fräulein Doktor. Sie nickt mir zu, ihre mutigen Augen leuchten, ich fühle ihre Hand und höre tröstend ihr schelmisches Fragen:

„Wohin gehen wir?“

„Immer nach Hause!“



Abendruhe / Von Eugen Neuburger

Ihr Wolken, ihr habt euern Lauf vollbracht;
Jetzt steht ihr still und harret der Nacht.
Ihr schwebt nicht zur Höhe, ihr senkt euch nicht nieder,
In Heiterkeit ruht ihr auf leichtem Gefieder.
Euch treibt nicht die Sehnsucht in fernes Land;
Ihr seid auch nicht traurig, festgebannt.
Ich steig' auf die Berge: vor euerer Näh',
Wird still und leicht das schwerste Weh.

Romantische Jahresrundschau

(Abgeschlossen Ende Juni 1918) / Vom Herausgeber

I.

Das Zeitalter der Romantik.

Seit Rudolf Ungers epochemachendem Werk über Hamann und das Aufklärungszeitalter werden die Vorläufer der Romantik immer mehr in den Mittelpunkt der Forschung gerückt. So erschließt uns L. Schmitz-Kallenberg in dem kürzlich erschienenen Buch „Aus dem Briefwechsel des Magus im Norden“ die Kenntnis einer neuen Persönlichkeit: Frz. Kaspar Buchholzens, der in den Jahren 1784 bis 1788 insgesamt 33 Briefe von Hamann erhalten hat. Bucholz, Erbherr von Welbergen in Westfalen, der Fürstin Gallizin nahesteht, wird von Lavater als „einer der auserwähltesten, fein gebauesten, zartesten, feinsinnigsten, gutherzigsten, edelsten Menschen“ geschildert. Die von Schmitz-Kallenberg erstmals mitgeteilten Schreiben Hamanns bestätigen dieses Urteil voll und werfen neues Licht auf eine Reihe wesensverwandter Zeitgenossen wie Friedrich Heinrich Jacobi, Claudius und verschiedene Genossen der frommen Kreise in Zürich und Münster.

Mitten in romantisches Leben und Schaffen hinein führt uns ein anderes Werk, das Lebensbild „Gottlieb Heinrich Schubert in seinen Briefen“ von dem Göttinger Kirchengeschichtler G. Nathanael Bonwetsch. Wie Hamann ist auch Schubert, der mit Cornelius, Schnorr, Ringseis u. a. unter dem Bepten Ludwigs I. zu wirken das Glück hatte, einem tiefreligiösen evangelischen Hause entsprossen und zeltlebens ein herrliches Vorbild irenischer Gesinnung geblieben. Die überaus fesselnde Brieffammlung enthält eine reiche Beute aus den Schätzen der Münchener und Berliner öffent-

lichen Bibliothek sowie aus privatem Besitz. Von den bekanntesten Adressaten hebe ich hervor: Windischmann, Sailer, Brentano, Jean Paul, Riegelgen, Knapp, Schelling, Ludwig I. von Bayern. Diesem Unternehmen reiht sich würdig an „Karl und Marie v. Clausewitz“, ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern, herausgegeben und eingeleitet von Karl Linnebach. Die Korrespondenz zerfällt zeitlich in drei große Gruppen: Die erste besteht aus den Briefen, die Clausewitz 1806 bis 1809 an seine Braut geschrieben hat, die zweite umfaßt die Feldzugsbriefe aus den Jahren 1812 bis 1815, die dritte seine Briefe aus dem Jahr 1831, da er als Stabschef Sneysenaus in Posen gelebt hat. Linnebach rühmt den Episteln des romantischen Strategen mit Recht nach: Die vollendete Schönheit, der dichterische Schwung ihrer edlen Sprache, die Tiefe des Gefühls, die in ihnen zutage tritt, der Reichtum ihres Gedankengehalts sichern ihnen für immer einen Platz unter den herrlichsten Erzeugnissen der deutschen Briefliteratur. Reizvoll sind die eingestreuten Gedichte, die erst recht eine feine poetische Feder verraten, z. B. die 1807 entstandenen Verse „Deutsch und französisch“:

Des deutschen Mannes volles Herz
 Kann nur in deutscher Rede sich ergießen;
 Französisch spricht sich gut im Scherz,
 Und klavoll mag des Welschen Rede fließen;
 Doch wenn der Blick gekehrt ist himmelwärts,
 Wie da zum heiligen Bund drei Schweizer Männer schwören,
 So tönt das deutsche Wort wie ihres Schwertes Erz,
 Womit das fremde Joch sie kräftiglich zerstören.

Vielleicht gibt das vorliegende umfangliche Buch, dem freilich leider jegliches Register fehlt, Literarhistorikern Veranlassung, sich mit Clausewitz auch von ihrem Standpunkt näher zu beschäftigen.

Für den Forscher befriedigender ist der 1. Band der neuen Ausgabe „Briefe von Friedrich Ludwig Jahn“ aus-

gefallen, die ein Urentel des Turnvaters Friedrich *Q u e h l* aufs Sorgfältigste erläutert hat. Wir erwarten die Fortsetzung freudig gespannt.

Jahn leitet unmittelbar zu seinem militärischen Untergebenen aus der Lühower Zeit, zu unserm Eichendorff wieder, der als „der deutsche Eichendorff“ durch Karl *F a l u b c z y t* eine zeitgemäße glänzende Charakteristik erfährt. In diesem Zusammenhang sei auf die schönen Neuausgaben der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ von *E i c h e n d o r f f* verwiesen, die einerseits der Leipziger Inselverlag (mit einem prächtigen Doppeltitel von Emil Preetorius), anderseits Axel Junder in Charlottenburg (mit geschmackvollen Scherenschnitten von Alfred Thon) herausgebracht hat.

Mit Eichendorff betreten wir das katholische Erdreich der deutschen Romantik. Zu des Dichters Lebzeiten war es vor allem Bayern unter Ludwig I., wo sich die Jünger der Blauen Blume ein Stelldichein gaben, und zwar nicht bloß Poeten und Maler, sondern auch hervorragende Architekten. Wir finden darüber Näheres in der volkstümlich geschriebenen vorzüglich illustrierten letzten Arbeit des jüngst verstorbenen Kunstschriftstellers *M a x F ü r s t* „König Ludwig I. von Bayern und seine Bauwerke“. Die übersichtliche Schrift gehört zu der Sammlung „Die Kunst dem Volke“, in der auch „Edward von Steinle“ von *J o s e p h R e i t m a i e r* ausgezeichnet gewürdigt erscheint. In einem weiteren Sonderheft „Der Kölner Dom“ charakterisiert *A n d r e a s H u p p e r z* das steinerne Symbol der Romantik, das schönste Bauwerk des deutschen Mittelalters.

Das bedeutendste Preßunternehmen des Ludowitischen Zeitalters in München war die vom alten Görres patronisierte, von seinem Sohn und Phillips herausgegebene Zeitschrift. Sie besaß eine Vorläuferin in der „Eros“, einem seit 1828 bestehenden Organ des katholischen Kreises um Baader. *F r a n z R h e i n* behandelt in seiner Bonner Dissen-

tation „Zehn Jahre ‚historisch-politische Blätter‘ 1838 bis 1848“ Entstehung und Entwicklung des vielangefindeten Blattes. Unter den Mitarbeitern steht Eichendorff an erster Stelle. Seine literarischen Aufsätze darin machten „wahrhaft Furore“.

Ein anderer, dem katholischen Deutschland entsprossener Zeitgenosse wirkte indes in seiner Weise für die gute Sache der vaterländischen Kultur, Meister Ludwig Richter im evangelischen Sachsen, friedliebend, ein echter Romantiker, christlich und deutsch, jedem konfessionellen Parteigetriebe durchaus fern. Lesen wir Ludwig R i c h t e r s herzerhebende „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ etwa in der mit vielen Holzschnitten geschmückten prächtigen Ausgabe des Einhornverlags in Dachau, so erhalten wir sein Selbstporträt wie es schöner und naturwahrer nicht gedacht werden kann. Zu diesem Werke, in dem er mit soviel Wärme von seinem künstlerischen Werden erzählt, und in dem er sich so sehnsuchtsvoll in die Rückerinnerung an die sonnigen Tage seines römischen Lebens erinnert, bildet ein anderer stattlicher Quartband mit seinen Zeichnungen eine wertvolle Ergänzung. Es sind dies „Ludwig Richters Zeichnungen“ mit einer Einleitung herausgegeben von Willibald F r a n k e. Wir können das außerordentlich wohlfeile Buch nicht genug rühmend empfehlen. Die meisten Menschen kannten bisher nur den Ludwig Richter der Holzschnittbücher. Der Holzschnitt, der ihn volkstümlich machte, wurde aber erst in der zweiten Hälfte seines Lebens für ihn von Bedeutung. Alles, was er in überschäumendem Jugendenthusiasmus in seinen jüngeren Jahren und besonders in Rom, als Genosse von Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr von Carolsfeld, Olivier und vieler anderen aus dem berühmten Kreise der Nazarener und Romantiker geschaffen hat, existierte bisher für ein größeres Publikum überhaupt nicht und war selbst unter den Kennern nur einem kleinen Kreise bekannt geworden. Auch

dieser Schatz Richterscher Kunst ist durch Frankes Buch zum ersten Male gehoben worden. Vierzig Zeichnungen aus dieser frühen Zeit werden in der ersten Hälfte des Wertes, in vorzüglichen Nachbildungen vor Augen gestellt. Man gewinnt fast den Eindruck, als wäre es eine ganz andere künstlerische Persönlichkeit, die hier zu uns spricht, und die mit dem Ludwig Richter der Holzschnittbücher nur wenig Gemeinsames hat. Aber diese Persönlichkeit ist uns nicht minder wertvoll. War es in späteren Jahren die Kunst im Kleinen das Große zu sehen, und das lebenswürdige Versenken ins Intime und Idyllische, was uns den Meister so wertvoll macht, so ist es hier die Begeisterung und der Schönheitsrausch des jungen Künstlers, die in beredten Worten aus den Zeichnungen der Frühzeit zu uns sprechen und die ihn uns zu einer der wertvollsten Erscheinungen unter den deutschen Romfahrern aus der Zeit der Romantik machen.

Neben solch großen der Belehrung und Augenweide in gleichem Maße dienenden Werken sei auf das nicht minder beachtenswerte „Ludwig-Richter-Büchlein“ im Taschenformat verwiesen, das Walter Weichardt mit passenden Volksliedern und volkstümlichen Gedichten nebst 50 der schönsten Holzschnitte von Richter herausgegeben hat.

Es mutet einen ganz eigentümlich an, wie wenig Zusammenhang die „letzten“ Romantiker untereinander besaßen, ja, daß sie sich kaum dem Namen nach kannten, obwohl sie in jeder Hinsicht Gesinnungsgenossen waren. So verblühte seitab von der großen Heerstraße auch der Hesse Ernst Roch, dessen köstlichen Laugenichts redivivus „Prinz Rosa-Stramin“ wir nun nicht bloß bei Reclam, sondern auch in der gefälligen Liebhaber-Bibliothek Kiepenhauers genießen können. Der mit vier Federzeichnungen von Hans A. Müller allerdings verständnislos geschmückte reizende Band enthält ein Nachwort des jüngsten Herausgebers Raimund Steinert. Darnach wurde Roch 1808 in einem kurhessischen Dörflein



Franz Trautmann

Die Wartburg

geboren, begann im liberalen „Verfassungsfreund“ seiner Heimat mit „Vigilien des Rechtskandidaten Leonhard Emil Hubertus“ die literarische Laufbahn, bekam unter dem Ministerium Hassenpflug die Stelle eines Regierungsreferenten, quittierte den Staatsdienst, kämpfte als französischer Fremdenlegionär für Isabella von Spanien gegen die Karlisten, arbeitete sodann wieder in Rassel bei einem Rechtsanwalt, übersiedelte später als Regierungsekretär nach Luxemburg und beschloß hier als Professor am Athenäum 1858 sein Leben. Seine teilweise unter dem Pseudonym Eduard Helmer verfaßten Werke erschienen gesammelt 1873. Daß er in Spanien 1837 zur katholischen Kirche übertrat, wird von Steinert nicht verzeichnet, gehört jedoch zu den für seine literarische Entwicklung wichtigsten Ereignissen, trotzdem er niemals nach manchem andern Konvertiten Vorbild zum apologetischen oder Tendenzschriftsteller wurde. Im Rahmen der vom „Eichendorff-Bund“ geleiteten Veröffentlichungen sollen in der Folge mehrere verschollene Novellen Rochs neugedruckt werden.

Unter den Romantikern nach der Romantik gibt es einige, deren Werke immer von neuem aufgelegt werden, so Franz von Seeburg, dessen historische Novelle für Volk und Jugend „Der Hexenrichter von Würzburg“ den Jesuiten Friedrich von Spee in den Mittelpunkt der Handlung rückt, Rudolf Baumbach, dessen köstliche Alpensage in Versen „Blatorog“ knapp vor dem hundertsten Tausend steht, und vor allem Friedrich Wilhelm Weber mit seinem in Massenaufgaben verbreiteten Epos „Dreizehnlinden“ und seiner literarisch vielleicht noch wertvolleren an „Enoch Arden“ anklingenden Verserzählung aus dem Norden „Goliath“. „Tennysons Einfluß auf Fr. W. Weber“ untersucht gründlich und abschließend M. D. Hods, während Maria Peters „Friedrich Wilhelms Jugendlyrik“ im Hinblick auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder unter Heranziehung des

gesamten ungedruckten Nachlasses würdigt. Die gut geschulte Verfasserin weist überzeugend und im einzelnen die nahen Beziehungen des westfälischen Dichters zu Uhland, Heine, Lenau und Freiligrath nach, wobei ihr das für die Weberforschung epochemachende Werk von Maria Syner immer wieder zu Hilfe kommt. Unbegreiflicherweise glaubt sie trotzdem behaupten zu können, Weber sei kein Spätromantiker. Den Beweis bleibt sie vollkommen schuldig. Was sie über Romantik schreibt, ist nur eine Herausholung einzelner bei diesem oder jenem Romantiker vorhandenen Züge. Das Romantische in seiner Gesamtheit vermag sie nicht zu erfassen. Von Eichendorff kennt sie bloß den traumhaften Zauber seiner Nachtbilder, das einfache, klare, durchsichtige, dem wirklichen Leben seiner Zeit zugewandte Wesen des Satirikers und vor allem des Politikers Eichendorff ist ihr fremd. Vollends unmöglich erscheint die Konstruktion der Verfasserin, die katholische Weltanschauung des Zentrumsmannes Weber mit jener der Romantik in einen gewissen Gegensatz zu bringen: „Sein religiöses Empfinden ist einfach, schlicht, deutsch, kernhaft wie das des Helianddichters!“ Arndt, Grimm, Eichendorff und all ihr übrigen Romantiker von echtem Schrot und Korn, was seid ihr für Waschlappen, mondscheinsüchtige Träumer, ekstatische Frömmeler und mystische Gefühlschwärmer gegenüber — Weber gewesen! Spak beiseite, es ist sehr bedauerlich, auch in einer wissenschaftlichen Arbeit derlei engherzige und schiefe Auffassungen vorzufinden, die alle Auswüchse der Romantik von Fouqué bis Julius Wolff immer wieder mit dem tiefinnersten Wesen der wahren, tatfreudigen, im vollen Leben stehenden Romantik verwechseln.

„Das Verhältnis der westfälischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts zum Volkslied“ behandelt sehr hübsch und übersichtlich, leider ohne ein Register beizuschließen, Carl N i e d e r d r ä n g.

Noch weiter nach dem Norden weisen zwei andere Bücher, die anlässlich Storms 100. Geburtstag (1917) erschienen sind: Alfred Vieeses kurzgefaßte und scharfumrissene Monographie „Theodor Storms Leben und Schaffen“ und die von des Dichters Tochter Gertrud herausgegebene Sammlung „Theodor Storm. Briefe an seine Freunde Hartmuth Brinkmann und Wilhelm Petersen.“ In den fesselnden Episteln ist mehr als einmal von verschiedenen Romantikern, darunter von Eichendorff die Rede. Am 22. Februar 1854 schildert Storm seine Zusammenkunft mit Eichendorff bei Rugler, die er angestiftet und der auch Fontane beigewohnt hat: „Eichendorff ist ein lebenswürdiger alter Mann mit weißen Haaren, still und bescheiden in seinem Wesen, mit milden blauen Augen, in denen aber wirklich seine ganze Romantik noch jetzt zu finden ist. Er erzählte uns, er sei trotz seiner vielen italienischen Schilderungen in den Novellen niemals in Italien gewesen. Fontane meinte: es sei doch was Famoses um solch alten Poeten, weil's ein Rechter sei.“

II.

Nachwirkung der Romantik auf die Gegenwart.

Der Krieg hat, so leitet Reinhard Buchwald seine anregungsreiche Aufsatzreihe „Die Wissenschaft vom deutschen Nationalcharakter“ ein, auch die Geisteswissenschaften vor neue Aufgaben gestellt. Zweifellos stehen wir wie im napoleonischen Zeitalter vor einer großen Umwandlung des wissenschaftlichen Betriebs und einer gründlichen Umwertung mancher gangbaren Gelehrtenmünze. Die reine Wortphilologie sinkt in den Staub gleich dem naturwissenschaftlichen Materialismus. Neue Forschungsgebiete, wie die Volkstunde, werden erschlossen, alte, von den „exakten“

Denkern vor 1914 geringgeschätzte, z. B. die Kulturgeschichte wiederentdeckt. Befreit von dem selbstgerechten Eigendünkel der unwissenden Agnostiker um die Jahrhundertwende nähern wir uns neuerdings den erhabenen Zielen der universal gerichteten, aus dem Leben schöpfenden und für das Leben arbeitenden, Gemüt und Geist harmonisch einenden und in gleicher Weise befriedigenden Romantiker Eichendorff, Grimm, Savigny usw. In der bildenden Kunst erscheint uns gleich Tieck und Wadenroder der altdeutsche Meister von Nürnberg als unerreichtes Vorbild. Wir verzeichnen mit Freuden eine wohlfeile Volksausgabe „Albrecht Dürers Zeichnungen“, herausgegeben von Willibald Franke. Wohlfeil (das Buch kostet 5.20 Mk.) ist in diesem Falle nicht gleichbedeutend mit unzulänglich. Im Gegenteil, die Nachbildungen sind künstlerisch so vollkommen, daß sie nicht nur eine Vorstellung vom Bildinhalt, sondern einen künstlerischen Genuß gewähren gleich den Originalen selbst, was nicht von jedem, oft viel teurerem Buche solcher Art gesagt werden kann. In verschiedenen Farben, die dem Eindrucke der Originale außerordentlich nahekommen, sind diese Zeichnungen gedruckt, während sonst solche Nachbildungen in wohlfeilen Büchern und sogar in Wölflins wissenschaftlich so wertvoller Ausgabe von Dürerzeichnungen, die freilich annähernd viermal so viel kostet als die vorliegende, nur als Klischeeindruck in schwarzen Farben gegeben werden, die allenfalls als Erinnerungsbehelf für den Kenner oder die Wissenschaft dienen können. Der Text führt in verständiger Weise den kunstfrohen Laien in das Verständnis Dürerscher Zeichnungskunst ein. Er erläutert zunächst, weshalb wir in Dürers Zeichnungen fast das wertvollste und bedeutendste in Dürers gesamtem künstlerischen Schaffen sehen, und geht dann in die Einzelheiten der im Buche nachgebildeten Zeichnungen ein in einer Art, daß Dürer selbst gewissermaßen ausdeutend hinter seinen Werken steht. Ist der Text auch nach des Verfassers Worten nicht für die Kunst-

gelehrten, sondern für die Laienwelt bestimmt, so ist er deshalb doch nicht ohne wissenschaftlichen Wert.

Einen andern altdeutschen Meister „Grünwald“ führt August L. Mayer als „Romantiker des Schmerzes“ vor, während J. A. Beringer, gleichfalls in der hübschen populären Sammlung des Münchener Delphin-Verlags „Thoma, den Malerpoeten“ behandelt. Von Hans Thoma selbst, dem noch mitten unter uns weilenden und wirkenden Schutzpatron des „Eichendorff-Bundes“ (vgl. des Malers Brief über Wesen und Ziel der neuen Romantik im dritten Heft des „Wächters“ 1918) erhalten wir eine köstliche Gabe, seine Bilder zu den Gedichten Franzes Grunes, beide unter dem Titel „Zauberwald“ in einem schönen Bändchen vereinigt. Der prachtvolle „Wanderer“, den wir mit gütiger Erlaubnis des Meisters und des Verlags Kunstanstalt Wüsten & Co. in Frankfurt am Main dem diesjährigen Gedichtzyklus des Freiherrn von Hammerstein voranstellen, stammt daraus.

Die romantische Vorliebe für das Silhouettenschneiden erwacht in der Gegenwart gleichfalls und treibt bereits schöne Blüten, wie die „Kleinen Schatten“ von Rätthe Wolff — zwei Proben veröffentlicht unser heutiger Kalender —. Die hübsche Mappe findet eine wertvolle Ergänzung in dem größeren Werke der gleichen Künstlerin „Es war einmal“. Keine geringere Anerkennung verdienen Emil Lohses „Schwarzkünste eines Feldgrauen“, eine prächtige volkstümliche Kunstgabe des Dresdener Zeichenlehrer-Vereins.

Das romantische Instrument, die Gitarre oder Laute, kommt in diesen Zeiten naturgemäß ebenso zu hohen Ehren. Ihr Meister heißt jetzt Robert Rothe, dem Fritz Jöde in dem Büchlein „Robert Rothe und das deutsche Volkslied“ ein bescheidenes, aber wirkungsvolles Denkmal setzt. Von Vertonungen dieses musikalischen Pfadfinders erwähne ich, soweit Eichendorff in Betracht kommt, „Studieren will nichts bringen“ und „Wandern lieb' ich für mein Leben“.

Volkslied und Volksbuch, wer wollte sie gerade heutzutage missen! Einige Sammlungen von bleibendem Wert hat uns das vergangene Jahr beschert: „Tandaradei“, ein Buch deutscher Lieder mit ihren Weisen aus acht Jahrhunderten, bearbeitet und herausgegeben von Johannes H a k f e l d — die beigegebenen Bilder nach Holzschnitten von Augustinus Heumann erhöhen den Stimmungsgehalt wesentlich — und die „Deutschen Volksbücher“, herausgegeben von Heinrich M o h r, vorerst drei geschmackvoll ausgestattete Bändchen umfassend, die Historie von der Pfalzgräfin Genoveva, die Geschichten des Ewigen Juden und des Doktor Faustus, den Armen Heinrich und die Historie der Gräfin Grifeldis. Daneben entzücken „Alte Kalendergeschichten“, die Walter J e r v e n in zwei sorgfältig ausgestatteten Bändchen gesammelt und herausgegeben hat.

Ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das deutsche Mittelalter gar nicht oder recht stiefmütterlich behandelt worden, mehr mit dem Verstand als mit dem Herzen — eine Ausnahme machen einige Forscher vom Range A. E. Schönbachs und Alwin Schulzens —, so versenkt man sich jetzt mit innerster, auch gefühlsmäßiger Anteilnahme in die wunderbare Vergangenheit. Wie viel schöne und reiche Ausblicke verdanken wir den soeben erschienenen Büchern „Maria Laach“ von Adalbert S c h i p p e r s, „Aus mittelalterlichen Frauentöstern“ von Hieronymus W i l m s und „Die heilige Hildegard von Bingen“ von Helene K i e s c h! Das erstgenannte kleine Werk beschreibt in fesselnder Weise benediktinisches Klosterleben alter und neuer Zeit. Das zweite mit zehn Bildern von Raymundus van Bergen geschmückte Buch bietet einzelne Szenen aus dem Leben der mittelalterlichen deutschen Nonnen, alten Chroniken nacherzählt, und liegt bereits in zweiter Auflage vor. Von der hl. Hildegard berichtet das dritte. Die hl. Hildegard war eine Wunderblume von seltenen, vielseitigen Fähigkeiten.

Sie dichtete und komponierte, sie gründete und reformierte Klöster, öffentlich trat sie als Bußpredigerin vor Geistlichkeit und Volk auf. Die erste Mystikerin Deutschlands heißt sie; die Naturforscher zählen sie zu den Ihren als die „Begründerin der wissenschaftlichen Naturgeschichte“ und die erste schriftstellerisch tätige Ärztin. Ihr umfangreicher Briefwechsel weist Namen auf wie Kaiser Friedrich Barbarossa und König Konrad; Päpste, Kardinäle, Äbte aus halb Europa, Fürsten, Gelehrte und einfache Klosterleute schrieben an sie über theologische Fragen und Lebensanliegen. Das vorliegende Buch zeichnet ihr Charakterbild im Rahmen ihrer Zeit und gibt Einblick in ihr Schaffen, besonders in ihre psychologischen Studien, die von tiefeindringender Menschenkenntnis zeugen. Manche ihrer Anschauungen, über die Rechtfertigung zum Beispiel, sind auch dogmengeschichtlich interessant.

Der Name Hildegard ist urdeutsch. Wir besitzen in unserer Muttersprache gegen hundert weibliche Gartennamen. Hildegard heißt so viel wie Garten, durch die Walküre Hilde geheiligt. Darüber liest man näheres in der ausgezeichneten, unlängst veröffentlichten Schrift Karl H e s s e l s „Altdeutsche Frauennamen“.

Besonders stark, mehr noch als in den wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Tage macht sich der romantische Einschlag in der zeitgenössischen Belletristik geltend. Auf dem Gebiete der Erzählung nenne ich diesmal in erster Reihe Erwin G r u h n s Novelle „Im Strom“. Man hat das Buch als eine der entzückendsten idyllischen Dichtungen, als einen zweiten „Lugener Nacht“ begrüßt, mit vollem Recht. Dem jugendlichen Verfasser tritt würdig zur Seite Heinrich S c h ä f f mit seiner romantischen „Balkanfahrt“, persönliche Reiseerinnerungen aus dem europäischen Orient der guten alten Zeit vor dem Kriege. Bei aller spannenden Handlungsfülle im tiefsten Grunde des Herzens Idylliker ist auch Karl H e s s e l b a c h e r in seiner schwäbischen Heimerzählung

„Die Kirchnerin“. Zum evangelischen Pfarrherrn aus Baden gefellt sich ein katholischer Amtsgenosse und Landsmann Heinrich M o h r diesmal mit einer ganz allerliebsten Sammlung in Taschenformat „Die Rache des Herrn Ulrich und andere Geschichtlein“.

Eine größere Aufgabe setzt sich Werner Jansen in seinem Nibelungenroman „Das Buch Treue“. Allerdings das Werk maßt sich nicht an, das alte Buch Treue zu ersetzen oder sich ihm zu vergleichen. Aber es steht bewußt auf den Schultern des Nibelungenlieds und will dem Vorwort zufolge, ohne den alten Stoff zu entfremden, in den Ausdrucksmitteln unserer Zeit von der alten Schönheit künden. Es will den fernen Spiegel des edelsten Deutschlands der schmählichsten Vergessenheit entreißen und unserm Volke wieder näherücken, daß es mit Scham und Stolz seines unerschöpflichen Reichthums gewahr werde und sie ehre. 1815 konnte das Nibelungenlied von August Zeune als „Feld- und Zeltausgabe“ zum erstenmal vollstümlich besorgt werden, „da viele Jünglinge das Lied als ein Palladium in den bevorstehenden Feldzug mitzunehmen wünschten“; nach einem Jahrhundert legt ein hochbegabter niederdeutscher Dichter seinen erhabenen Roman als bescheidenen Dank den jüngsten deutschen Toten aufs Grab — denn es ist i h r Heldentum, i h r e Treue, die aus dem alten, ewigjungen Nibelungenlied emporflamnten und dem Verfasser Mut und Freude zur endlichen Vollendung gaben.

Echt deutsch in jeder Faser und jeder Zeile wirkt nicht minder stark Johannes G i l l h o f f mit seinem Roman „Jörnjakob Ewehn der Ameritafahrer“. Das Buch bringt den Lebenslauf eines Deutschamerikaners. Als Dienstknecht wanderte er, der Sohn eines mecklenburgischen Tagelöhners, nach drüben. Als Großfarmer vertauschte er den Pflug mit der Feder, fand Gefallen am Buchstabenmalen und berichtete seinem alten Lehrer über sein Leben und Wirken. In diesen

seinen Briefen ward viel verhaltene, gesammelte Kraft offenbar. Wenn der lange amerikanische Winter Fenz (Baun) und Farm mit Schnee verbaute, da saß er und schrieb mit breit hingequetschter Feder Seite um Seite und Bogen um Bogen, bis der Acker wieder nach dem Pfluge schrie. Jürnjacob Svehn ist als Amerikafahrer nur einer unter ungezählten Tausenden, die drüben in harter Arbeit vorwärtskamen. Aber die Art, in der er sein Leben und Arbeiten erzählt, fesselt wirklich. Unbewußt übt er die große Kunst des Sehens mit eigenen Augen, unbewußt die größere, mit Worten plastisch zu bilden. Jeder Satz, jedes Bild ist der unmittelbare Ausdruck vollkräftigen mecklenburgischen Bauertums, durchtränkt von einem unverfälglichen Humor. Er sieht die fremde Welt mit den ungetrübten Augen des echten Bauern. Die Darstellungsweise ist mündliches und ganz persönliches Deutsch, gesund und stark, von ungefüger Kraft und doch wiederum von eigentümlicher Zartheit, mit Plattdeutsch und Bibeldeutsch reizvoll durchschossen.

Zu den starken Gestaltern des jungen Geschlechts gehören zwei Österreicher E. G. Kolbenheyer und Hans Wakslik, beide Deutschböhmen, beide kräftige, urwüchsige, bodenständige Erzähler, selbst im Sprachlichen schöpferisch begabt. Kolbenheyers historischer Roman „Die Kindheit des Paracelsus“ läßt den Verfasser den Gipfel seines künstlerischen Könnens erklimmen. Waksliks „O Böhmen“ wieder stellt sich sehr zeitgemäß mitten auf den Schauplatz des heftigsten Nationalitätenstreites. Es gilt den Kampf um deutsche Sprache, Sitte und Habe, und deutschen Grund und Boden, um deutsches Blut. Liebliche Romantik und tiefes Nationalgefühl blitzen aus der reichen Handlung, diese immer wieder stimmungsvoll belebend, deutlich hervor. Wer die Seele der für das Deutschtum so schwärmerisch begeisterten Volksgenossen in Böhmen kennenlernen will, der greife nach dem Werk ihres bedeutendsten, jetzt lebenden Erzählers! Befremdend

wirkt nur das allzu erdhast triebhafte Erleben, das ihm zur Weltanschauung geworden ist. Wahllits Landsmann Rudolf H a s , der diesmal einen Novellenband „Verirrte Liebe“ seinen Freunden auf den Tisch legt, verrät gleichfalls eine ausgesprochen romantische Ader, aber seine Begabung reicht an die des Vorgenannten auch nicht entfernt heran.

Weicher, inniger, tiefer und formvollendeter als die Deutschböhmern der Gegenwart, bildet der seit langem in Wien heimische Deutschmährer Richard S c h a u k a l seine Gestalten und Gesichte. Sein jüngstes Buch „Heimat“ gibt davon erneut beredtes Zeugnis. Es enthält eine Reihe kleiner Skizzen und Erzählungen aus den unvergeßlichen traumhaft schönen Werken des gleichen Verfassers „Großmutter“, „Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit“ und „Immergrün“. Brünn, nicht die modisch aufgeputzte Fabriksmetropole vor Wien, nicht der langweilige Handelsplatz zwischen Böhmen und Galizien mit seinen widerlich aufgedonnerten Kriegsgewinnern, nein, das liebe, gute, alte Brünn, in dem sich die Biedermeierzeit fast bis in die Achtziger- und Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts lebendig erhielt, des Dichters Vaterstadt wird darin lebendig.

Von Schaukals Märchenstimmung bis zum wirklichen Märchen ist nur ein Schritt. Auch dieses blüht immer mehr auf, und zwar ganz im Schatten der alten Romantik. So knüpft Gottfried D e n e m y s Märchenbuch für die großen „Rosenrote und dämmergrüne Geschichten“ ausdrücklich an Liebs berühmte Verse von der mondbeglänzten Zaubernacht an. Laurenz R i e s g e n wieder in seinem von Rolf Winkler illustrierten „Märchenvogel“ trifft aufs Glückliche den Ton der Brüder Grimm. Selbst der Klang ferner Sagen liegt ihm im Ohr, und gestaltungsfroh gibt er der Mär vom Dombau zu Köln ein neues Gewand.

Eine Fülle blauer Blumen schmückt ein zierliches Kinderbuch „Aus der schönen weiten Welt“, Liedchen und Verse

für unsere Kleinen, von Wolrab Eigenbrodt, die für den allerjüngsten romantischen Nachwuchs sehr geeignet sind.

Besonders wertvoll erscheinen mir drei neue Sagensammlungen, die dem äußersten Osten und Westen des deutschen Sprachgebiets entnommen sind. Die von Otto Grautoff geleitete Bücherreihe „Ostsee und Ostland“, die u. a. die bemerkenswerte Auslese „Bilder aus baltischer Vergangenheit“ von Arend Buchholz enthält, besichert uns im 5. Band einen kostbaren Schatz „Märchen und Sagen“, den August von Löwis of Menar gesammelt und der Eichenborff-Bündler Rolf von Hoerschelmann, ebenfalls Balte von Seblüt, mit Vignetten und Randleisten geziert hat.

Ein womöglich noch großzügigeres Unternehmen als die vorgenannte Baltische Bibliothek stellt der von Eugen Diederichs verlegte „Deutsche Sagenschatz“ dar, den Paul Zaunert redigiert. Der ersterschienene Band „Blämische Sagen mit 16 alten Ansichten“, herausgegeben von Georg Soyert und Konrad Wolter erweckt die besten Hoffnungen. Bei dem Unternehmen, die Ergebnisse eines Jahrhunderts germanistischer Einzelforschungen zusammenzufassen, alles Wertvolle und Charakteristische der deutschen Sage in reinsten, ursprünglicher Form dem ganzen Volke wieder zugänglich zu machen und dabei zugleich jeder deutschen Landschaft das Ihrige zu geben, darf der Verlag von vornherein der Zustimmung weiter Kreise gewiß sein: Wer, wie das schöne Programm besagt, an den Bestrebungen der deutschen Jugendorganisationen des Wandervogels und verwandter Vereinigungen Anteil nimmt; wer das deutsche Lied liebt, dem im Kriege die Schwingen so mächtig gewachsen sind; wer sich ein lebendiges Wissen von deutschen Landen erwandern will, dem ist auch die deutsche Sage als Begleiter und Mittler willkommen, ja unentbehrlich. Wer unsere deutschen Künstler, einen Böcklin, Thoma, Schwind liebt, und mit ihren Augen die Natur sehen gelernt hat, den führt

sein Weg von selbst zur deutschen Sage, deren Gestalten aus dem innersten Leben der deutschen Landschaft hervorstiegen. Darüber hinaus aber werden überhaupt alle, die es ernst meinen mit der Forderung einer kraftvollen Zusammenfassung aller wahrhaft nationalen Energien, früher oder später in der deutschen Sage einen wertvollen Verbündeten erkennen. Schon vor dem Kriege gab es, gegenüber der wahllosen Viellezerei der charakterlosen Allerwelts-Bildung und der ziellosen Bücherproduktion, eine starke Bewegung auf Vertiefung und Verinnerlichung des Nationalgefühls hin bei uns in Deutschland. Von wohlmeinenden Neutralen ist es uns inzwischen des öfteren ins Stammbuch geschrieben worden, daß es unserem geistigen Habitus an scharfer nationaler Ausprägung, an Sicherheit des Stils fehlt. Es hat, wie unsere Volkskunde uns lehrt, Zeiten und Volksschichten gegeben, und gibt es von letzteren noch, in denen das, was wir erstreben, als etwas Selbstverständliches, bei uns da war: ein fest ausgeprägtes, in allem Wechsel sich selber treubleibendes Wesen. Es sind die Zeiten und Schichten, in denen der einfache Sinn für die Sage, das Gefühl für ihren vaterländischen Geist, als etwas Naturgegebenes lebte, die keiner gelehrten und sentimentalen Brücken dahin bedurften. Die Not hat uns gelehrt, was wir in den Friedensjahren zu lernen säumig waren. Mit doppelter Liebe umfassen wir unser Volkstum, für das wir soviel gelitten haben. Wir wissen jetzt besser zu unterscheiden zwischen dem, was uns not tut, und was nicht in unsere Literatur hineingehört. Die Bezeichnung „Sage“ für unsere Sagen erscheint uns jetzt nicht mehr als ein abgenutztes Wortspiel. Neben der Tatsache einer sich mehr und mehr befestigenden Nationalität brachte uns der Krieg als dessen notwendige und eine gesunde Entwicklung verheißende Ergänzung die gesteigerte Freude an der Sonderart der einzelnen deutschen Stämme, die vertiefte Anhänglichkeit an die engere Heimat. Auch diesem

Zuge kommt die geplante Sammlung entgegen, in der jeder deutschen Landschaft ein eigener Band zugebacht ist. In jedem Bande sollen durch Abbildungen nach alten Ansichten die Schauplätze einer Reihe von Sagen veranschaulicht und damit zugleich weitere Anregungen für das Studium der deutschen Landschaft und der Wandlungen, die ihr Antlitz erfahren hat, gegeben werden.

Hoffentlich wird die Zaunert'sche Sagensammlung auch auf Oesterreich ausgiebig Bedacht nehmen. In den urdeutschen Ostmarken an der Donau, vom Riesengebirge bis zur Adria ruhen noch viele ungehobene Schätze. Ein ausgezeichnetes Werk aus diesem Umkreise, nach den besten Quellen von J. W. H o l c z a b e l und A. W i n t e r bearbeitet, sind die „Sagen und geschichtlichen Erzählungen der Stadt Wien“. Die Ausgabe eignet sich vor allem für Jugend und Volk, Schule und Haus.

Es erübrigt noch dem Drama und der Lyrik, soweit beide unter romantischem Einflusse stehen, einen Blick zuzuwenden. In erster Linie fällt uns da auf eine Bühnenbearbeitung der Eichendorff'schen Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ von Gertrud R e i n h o l d. (den Theatern gegenüber als Manuscript gedruckt). Das anziehende Stück, geschmackvoll zusammengestellt, enthält eingestreute Lieder von Franz Mendelssohn und Schumann. Die Orchestereinrichtung und melodramatische Musik stammt von Amalie N i k i s c h. Eine glänzende Begabung begrüßen wir in Raoul R o n e n, der nach vielversprechenden Anfängen („Flavius Stilicho“, eine Tragödie aus dem sinkenden Rom, und „Thomas Becket, Primas von England“, ein Trauerspiel) in seinem jüngsten Werk „Der junge König“ dem letzten Hohenstaufen ein Denkmal setzt, wie es würdiger und schöner auch Martin Greif nicht gelungen ist, dessen Stücke wohl recht bald und dann endgültig sich den Zugang zum Theater erobern werden. Von Szene zu Szene gesteigert, in hinreißender glutvoller

Sprache, wirkt Ronens Drama mit unwiderstehlicher Gewalt. Eine ähnliche elementare Wucht erfüllt das Drama eines weiteren Eichendorff-Bündlers, Heinrich Lilienfeins' kürzlich im Wiener Burgtheater begeistert aufgenommenen „Hildebrand“. Daneben ist die neue Ausgabe von Karl Schönherrs wirksamen vieraktigen Volksmärchen „Das Königreich“ zu nennen.

Nicht weniger ergiebig dünkt uns diesmal die romantische Ernte auf dem Gebiete der Lyrik, vornehmlich qualitativ. M. Herberts Versbuch „O Stern und Blume, Geist und Kleid“ ruft gleich im Titel die Erinnerung an den unvergänglichen innig tiefen Clemens Brentano wach. Schlicht und herb nimmt sich die Muse der vielgelesenen Dichterin aus, schlicht und herb wie die große schwere Zeit, in der wir leben. Einfacher, klarer und verständlicher als die Gedichte der Drostse rühren die ihrigen an die Pforten unserer äußern und innern Sinne. Nicht nur die Erzählungen, ich meine zunächst die Geschichten aus der Oberpfalz, sondern auch die Lieder und Balladen Herberts weisen ihr längst schon einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte an.

Eine andere Note der romantischen Lyrik, die ausgesprochen deutschvölkische, pflegt der Franziskaner Wigbert Reith in seinen flammenden Kriegsgedichten „Fürs deutsche Herz“. Ich hebe sie deshalb aus dem Wust moderner Kriegspoesie heraus, weil ihre ehrliche wurzelechte Eigenart alle Anerkennung beanspruchen darf.

Für die große Gemeinde der Stillen im Lande singen die folgenden Poeten: Fridolin Hofer, der kernhafte Urschweizer, beschert uns neue Gedichte unter dem Titel „Daheim“. Beschaulich, in sich getehrt, gütig und weise, weltfroh und doch wieder weltabgewandt wie der von ihm besungene Schweizerapostel Niklaus von Flüe, so steht dieser stärkste Lyriker der heutigen Eidgenossen vor uns da. Seine Lieder klingen nach der Musik Eichendorffs und atmen den

füßen zarten Duft eines Novalis. Nicht selten wird eine wehmütige Sehnsucht in seiner Seele wach; davon gibt seine „Alte Brücke“ einen schönen Beweis:

Der Gassen wogend Rauschen surrt
Gedämpft um deine Pfähle.
Du schleichst abseits von Furt zu Furt,
Als ob der Lärm dich quäle.

Jung war die Stadt und jung der Dom,
Als du mit festen Tritten
Zum erstenmal den grünen Strom
Verwegen überschritten.

Der Dom ward alt; die Stadt ging weit
Schon längst nach allen Winden,
Und du ragst morsch in diese Zeit,
Kannst kaum zurecht dich finden.

Nach einem Morgen glückerhellet
Zieh'n deine jungen Schwestern,
Du wankst verträumt wie aus der Welt,
Dein Tag das Einst, das Gestern.

Zwei jüngere Eichendorff-Bündler Christoph Flastamp und Richard Rnies gefellen sich würdig zu ihrem Schweizerischen Bundesbruder, jener mit formverschiedenen Gedichten „Von der Freiheit der Kinder Gottes“, dieser mit einem Sonettenbändchen „Die feierliche Zelle“. Das beste Urteil über beide hat Joseph Felten in der „Bücherwelt“ (1918, 1. Heft) abgegeben. Ich mache es mir im folgenden zu eigen: Flastamp und Rnies breiten in ihren Dichtungen gesamtes Leben aus mit „Buntheit, Fülle, Wogen“. Rnies sammelt sie in feierlicher Zelle, Flastamp reißt eine himmlische Schar um Gott. Nicht sind Gott-Schöpfer und Christus-Erlöser beengende Ziele unseres Lebens. Die Ordnung Gottes gibt uns erst rechte Freiheit seiner Kinder, macht „so kindweltlicher, kindweltfroh“, läßt uns erst recht die Dinge der Welt,

Spielzeuge Gottes, zahlreiche Wunderwerke, sehen. In dieser Ordnung finden dann die menschlichen Erlebnisse Liebe, Ehe, Elternschaft, Freundschaft, Volk und Menschheit ihre rechte Stellung. Bezeichnend ist: ohne Gott und Antwort steht die Menschheit vor den Dingen der Welt als rätsselfragenden Ungeheuern so greisenhaft unselig, während sie die menschlichen Dinge der Zeugung, der Nächstenliebe, der Regierung so kindisch, gedanken- und gewissenlos betreibt — umgekehrt mit Gott und Welterklärung sieht der Mensch die Welt Dinge so kindweltsicher freudig an, während er die menschlichen Erlebnisse des Geschlechtes, der Gesellschaft und des Staates so männlich ernst gewissenhaft betreibt. Eine Probe auf diesen schwerwiegenden Satz liefern beide Bücher: unabhängig in ihrer Entstehung, lehren beide die Schöpfung Gottes, und teilen ergreifend ihr Gefühl der Ehe, der Vaterschaft, Freundschaft und Menschheit mit. Auch darum sind uns beide von Herzen begrüßt. Es ist genug der Liebeständelei. Endlich beginnen wir, die Liebe als Wunder und Geschenk Gottes, als heiligen, verantwortungsvollen Menschenberuf neu zu erfassen. Aus diesem Ernst der Liebe blüht dann die beseligende Kindespflege. Was beide, Knies und Flastamp, uns so an Weltfreude, Lebensernst, Liebestiefe, Gottgröße geschenkt haben, ist unseres Dankes sicher. Möchte es auch seiner Wirkung sicher sein! Knies ist noch stark ringend, Flastamp besonnen ausgereift. Knies formt inmitten seiner heißen Wünsche die Bilder der Welterklärung, sucht gewaltige Geste, prägt eigenartige Worte, windet lange Sätze, setzt noch an Stelle einfach anschaulicher Bilder gedankliche Wörter wie Göttlichkeiten, Wissenheiten, und schafft allegorische Bilder, wie in dem ganzen Gedicht „Parzival“. Flastamp sieht in heimlicher Glut die Welt schlicht und klar, zeichnet Natur in knappsten Zügen, hat für inneres Leben rein anschauliche Bilder, ist künstlerisch unbedingt; um nur eine Strophe anzuführen:



Ernst Kreidolf

Heimat

Sturm wühlt in den Bäumen,
Draus der Regen zischt,
Schwere Wolken schäumen,
Drin der Mond erlischt.

Das ist höchste Poesie. Knies sucht noch „das große Wort“, Flastamp will „das Beste lieber verschwiegen tragen“. Knies formt hundert Gedichte zu Sonetten. Mir gefallen diese Gedichte nicht wegen, sondern trotz der Sonettform. Dies bedingt ein dauerndes Gepränge, Reden im erhabenen Ton, ein die dichterische Gestalt zu stark beeinträchtigendes Suchen nach vielen Reimworten, manch kurz zu sagendes wird überläßt, übergreifende Zeilen widerstreben dem leichten Erfassen. Flastamps Maß und Form ist frei von technischem Zwang, einstimmig mit Maß und Stärke der Vorstellung. Um so mehr ist wieder anzuerkennen, daß Knies nicht in rhetorische Unklarheiten gerät, sondern die Dinge scharf zu fassen weiß, auch, daß in der künstlichen Sonettform sich viel leidenschaftlich schwungvolle Stimmung hinreißend mitteilt. In beiden Büchern liegt die Schwere weltanschaulicher Geistesarbeit. Man könnte sagen, Knies hat noch zuviel Gedanken poetisch ausgeprägt, Flastamp hat die Poesie stark ins gedanklich Nackte, Sachliche getrieben. Allein dies soll keine kleinliche Kritik sein, mehr Versuch, ihre Art zu beschreiben. Wir freuen uns des Reichtums deutscher Art. So ist auch der innere Zug der Werke verschieden gerichtet. Knies findet durch Weltanschauung die Sprache der Poesie, Flastamp weitet die Poesie zur Weltanschauung aus. Knies fühlt und dichtet von seiner Seele, in der sich die Wunder der Welt abspiegeln; das Bild der feierlichen Zelle, in die sich alle Dinge kristallisieren sollen, steht von Anfang an beherrschend fest. Flastamp erlebt die Welt in Freiheit und Wahrheit. Knies sieht die Welt in seiner Seele, Flastamp seine Seele in der Welt. Und demgemäß erstreckt sich die innerste Selbstbetrachtung bei Knies auf seine dichterische

Technik in seiner „Schöpferureinsamkeiten“, bei Flastamp auf sein Dichterlos als Beruf aus „toter Heimat“ auf die Gipfel der Welt. Es wird sich bewahrheiten, was Flastamp sagt:

Mit jedem Stück Welt, das du bewältigt,
Hast du dich in der Welt vervielfältigt

und Rnies:

Sei's jetzt, sei's später: uns'rer Bangigkeit
Wirft du zur rechten Stund' den Frieden schenken
Und schöpferische Kräfte nieder senken
Ins Chaos der apokalyptischen Zeit.

Dann aber laß die Menschen zonenweit
Mit Forscherfleiß den neuen Bund bedenken,
Durch den sie ihre Ziele fest verschränken
Dem Willen göttlicher Gerechtigkeit.

Hinter dem Blutdunst unserer Gegenwart
Liegt heil'ges Land des Opfers toter Brüder,
Und unser ist die Pflicht, an seinen Rüstern
Als Heilige zu landen. O, wir büßten
Umsonst den eiteln Kultus falscher Götter,
Erlöseft du uns nicht zu neuer Art.

In den Dichtungen Hofers, Flastamps und Rnies' wirken sich ähnliche Gedanken und Gesinnungen aus, wie sie der alte Heinrich Steinhäusen in seinem lyrischen Testament uns und ferneren Geschlechtern hinterlassen hat. Sein letztes Gedichtbuch „Ausklang“ besitzt Ewigkeitsgehalt. Sein „Letzter Wunsch“, er sei erfüllt:

Wenn bald ich Ruhe finde
Und ausgelebt nun habe,
So grün' auf meinem Grabe,
Ich bitt euch, eine Linde.

Pflanzt keine Trauerweide,
Der'n Zweige niederhangen:
Wenn ich bin hingegangen,
Sei'n ferne Klag' und Leide!

Mit Leiden und mit Klagen
Laßt's sein genug gewesen,
Bevor ich war genesen
Vor meinen Lebetagen.

Komm aber ich zur Ruhe
Und ist vor allen Plagen
Der Deckel zugeschlagen
Ob mir in meiner Truhe,

Dann soll das Weh verstummen,
Und streun in Sommerlüfte
Die Linde süße Düste
Und Bienen fröhlich summen!

III.

Aus fremden Zungen.

Neben Shakespeare, der erneut auf unsern Bühnen mit Vorliebe gespielt wird, und Calderon galt Dante den Romantikern vor einem Jahrhundert als großes, unerreichtes, unverlierbares Vorbild. Zahlreiche Übersetzer wagten sich an ihn heran, am erfolgreichsten Philalethes (König Johann von Sachsen). Aber vollstümlich im eigentlichen Wortsinne wurde sein Hauptwerk „Göttliche Komödie“ in Deutschland nie. Die Unmenge historischer Anspielungen, ebenso der Umfang der gewaltigen Dichtung verhinderte, daß es wirklich ins Volk drang. Der Gedanke, einen gekürzten Dante mit verbindendem Text herauszugeben, lag nahe. Nur gelang die Ausführung bisher keinem. Erst Otto Euler vermochte das schwierige Werk zu vollbringen. Sein kleines Buch „Dantes Göttliche Komödie“, nach ihrem wesentlichen Inhalte dargestellt, läßt den Dichter zumeist selbst reden in seiner fesselnden Sprache, die kurz und bestimmt sich der Eigenart des Gegenstandes wunderbar anpaßt. Sie ist in das Versmaß der Terzine gekleidet, nur verzichtet Eulers Verdeutschung auf

den Reim. Um so größere Sorgfalt konnte diese auf Treue im Ausdruck und Verständlichkeit gelegt werden. Mehrfach benützt wurden die Übersetzungen von Philalethes und Wille. Über den Plan der „Göttlichen Komödie“ gibt die Einleitung vorzüglichen Aufschluß. Möge dieser Versuch, den Weg zu Dante zu erleichtern, das wünscht wir mit dem hochverdienten Herausgeber, zur Lesung eines Kunstwerks anregen.

Von den Spaniern ist auf dem deutschen Büchermarkt diesmal der noch lebende Jacinto B e n e v e n t e mit einem prachtvollen Maskenspiel „Der tugendhafte Glücksritter“ vertreten. Wie das Nachwort zu der von Albert Haas und Enrique Dominguez Robino besorgten Übertragung besagt, kam der Dichter 1894 im Teatro de la Comedia zu Madrid erstmals auf die Bretter, welche die Welt bedeuten. Seine Werke spielen bald wie das vorliegende in dem zeitlosen Lande freiwaltender romantischer Einbildungskraft, bald in der großen Gesellschaft unserer Tage, bald offenbaren sie eine leidenschaftlich lebensfrohe Bejahung des Daseins, bald tiefste Melancholie. Über dieser Vielseitigkeit des Schaffens aber schwebt jene ungesuchte Grazie, die nach spanischer Ansicht dem Dichter schon als Sohn der Stadt Madrid zu eigen ist.

Eine besondere Abart der Romantik hat der Franzose Villiers de l'Isle Adam gepflegt, in gewisser Hinsicht mit unserm E. Th. A. Hoffmann verwandt. Sein Novellenband „Das zweite Gesicht“, deutsch von Maria Evers aus'm Weerth, wird Freunden phantastischer Kunst willkommen sein. Die Übersetzung ist gut, aber nicht so schön wie die der „Ausgewählten Novellen“ Prosper M é r i m é e s, die wir Richard Schaulal verdanken. Sieben Jahre nach Ausgaben des ersten Bandes wurde der zweite, die Meisternovellen „Carmen“ und „Lotis“, nebst einem Anhang zu „Carmen“, sowie ein Vor- und Nachwort umfassend, abgeschlossen (1914). Und weitere drei Jahre verfloßen, bis die Drucklegung vollendet war. Gut Ding will Weile haben. Und in der Tat bedeutet

Schautals Verdeutschung von Mérimée, die erste seiner würdige, die ihm vollkommen gerecht wird. Mérimée begann als ausgesprochener Romantiker und blieb ein solcher im Grunde genommen zeitlebens. „Carmen“ (1845) und die ein Jahr vor seinem 1870 erfolgten Tode veröffentlichte Novelle „Lotis“ verleugnen ihre romantische Abkunft nicht, ebensowenig wie Benjamin Constant's, des in Deutschland aufgewachsenen Hugonotten, berühmter Roman „Abdolphe“, der französische „Werther“ mit der Frau v. Staël und dem Dichter selbst als Helden. Otto Hauser hat das Werk für die Sammlung „Aus fremden Gärten“ musterhaft ins Deutsche übersetzt.

Mehr vom Wesen der deutschen Romantik besitzen die Flamen, deren bekanntester Schriftsteller Hendrik Conscience durch den leider zu früh uns entrissenen Dichter und Gelehrten Otto von Schaching zu einer alle billigen Ansprüche befriedigenden deutschen Gesamtausgabe gelangen sollte. Wer wird nun das große Unternehmen vollenden? Vorläufig müssen wir mit dem 3. Bande vorliebnehmen. Unter dem Sammeltitle „Flämisches Volksleben“ hat der Übersetzer darin sechs Novellen und Erzählungen vereinigt, die den literarischen Charakter Conscience's als Erzähler und Schilderer seines Volkes aufs wirksamste hervortreten lassen. Daß Otto von Schaching diesem Bande die berühmteste Novelle Conscience's „Der Rekrut“ einverleibt hat, verleiht allein schon der Sammlung das Recht auf allseitige Beachtung. Nicht minder gereicht die ergreifende Erzählung „Baas Gansendonck“ dem 3. Bande zur Zierde. Der Titel, welchen der Übersetzer diesem gegeben hat, verrät eine glückliche Hand; denn die ganze Eigenart des flämischen Volkes, wie es weint und wie es lacht, wie es sich freut und wie es trauert, alle Licht- und Schattenseiten seiner Natur heben sich mit plastischer Schärfe in den vorliegenden Schöpfungen seines gefeiertsten Schriftstellers ab, die eine kurze Einleitung

Otto von Schachings trefflich charakterisiert. Die Ausstattung des 3. Bandes reiht sich würdig den beiden ersten Bänden: „Jakob van Artevelde“ und „Der Löwe von Flandern“ an. Die zahlreichen, in ihrer traulichen Technik gemütvoll abgestimmten Textbilder sind den Holzschnitten der flämischen Originalausgaben entlehnt und tragen zur Belebung und Verinnerlichung des Inhalts wesentlich bei.

Gleichfalls aus dem flämischen Literaturschatz schöpft Heinrich Brühl, indem er „Flämische Liederdichtung alter und neuer Zeit“ in einer trefflichen Auslese deutschen Lesern darbietet. Die Einleitung hebt den gottinnig-mystischen Zug der flämischen Poesie hervor, der mit einem herb-toll-lebensfrohen parallel läuft. Dem tieferblickenden freilich wird der innere Zusammenhang zwischen diesen sich anscheinend ausschließenden Seiten flämischer Art nicht entgehen. Wie in der Malerei und Tonkunst findet diese überquellende Sinnenfreude des flämischen Volkes auch dichterisch ihren Ausdruck. Was die deutschen Romantiker anstreben, die Einheit von Kunst und Leben, hier scheint es fast restlos erreicht zu sein, und der Herausgeber hat Recht „Flanderns Harfe“ romantisch zu besingen:

Aus fernen schild- und schwertdurchklirrteten Tagen
 Wehn deiner Silbersaiten erste Laute,
 Als Flanderns Künstler-volk die Dome baute,
 Die heute noch in grauer Schönheit ragen.

Es sang dein Lied von kühner Ritter Wagen,
 Von Bürgertroß, der eigner Kraft vertraute,
 Von Flanderns Größe, die Europa schaute
 Bewundernd, bis sie ward zu Traum und Sagen.

Dann hingst du lange trauernd, stumm geworden —
 — Der Bann zerriß: In jauchzenden Akkorden
 Entquillen deinen Saiten neue Lieder —
 — Ein fremder Wand'rer, lausch ich deinen Klängen:
 Wie leises Echo von verträumten Tönen,
 So klingen sie in meiner Seele wider.

Erfreulich ist die stete Wiedertekehr des dänischen Märchen-Großmeisters auf dem deutschen Büchermarkt. Eine gar liebliche Ausgabe von Andersen „Märchen“ mit vielen Bildern, unterhaltfamen Scherenschnitten von H. v. Gumpenberg kann ich dies Jahr aus dem Selben Verlag in Dachau bei München verzeichnen.

In Schweden lenkt der gefeierte Romantiker Werner von Heidenstam unsere volle Aufmerksamkeit an sich. Der Verlag Langen in München hat alle Rechte dieses Schriftstellers für Deutschland erworben und entwickelt zugunsten Heidenstams eine erfreuliche Tätigkeit. Ein vollstümliches Bändchen, eines der beliebten Langenschen Ein-Mark-Bücher vereinigt unter dem Titel „Kampf und Tod Karls des Zwölften“ drei Erzählungen aus dem Hauptwert des schwedischen Dichters „Karl der Zwölfte und seine Krieger“. Es sind die Novellen „Das besetzte Haus“, „Der Königsritt“ und „Frederikshall“, die, ganz beherrscht vom dunkeln Bild des Schwedentkönigs, sich aus den andern Erzählungen des Wertes besonders hervorheben. Steht Karl dort oft nur als ein freilich nie wegdenkbarer Schatten über den Ereignissen, der heimliche Lenker, dessen Name kaum genannt wird, so ist hier alles erfüllt von seiner lebendigen, persönlichen Gegenwart. Dieser Herrscher, der mit einem Bild das Unmögliche von seinen Anhängern erreicht, dessen Feinde schweigend das Haupt beugen, sobald sie ihm selbst gegenüber treten, kämpft hier seine wütenden Kämpfe mit Winter und Rosaken, reitet seinen Weg aus der Türkei zur Heimat, zwingt wieder und wieder die Gegner im eigenen Lager, — alles mit einem Lächeln, das nur ein unerhörter Wille so hell machen konnte. Stirbt schließlich auf der Schanze, durch Zufall, zum Glück seines Landes, begleitet von der nie endenden Trauer seiner Soldaten, — einer der großen Troster, denen „Gott der Herr verzeiht — und sogar die Menschen“.

Ein anderes schönes Buch von Heidenstam „Der Wald rauscht“, Erzählungen und Sagen, liegt nun ebenfalls in deutscher Übersetzung von Emilie Stein vor. „Der Wald rauscht“, heißt das geheime Lösungswort für die, welche in altem Väterglauben an dem Opfer der Königin-Omma teilnehmen, und durch alle Sagen, die das Buch enthält, geht das runenhafte Rauschen der alten dichten Wälder. Am Schlusse des Buches steht eine freie Bearbeitung des Herakles-Deianeira-Motives, die aus den Charakteren der beiden den Konflikt entstehen läßt und um Verständnis wirbt für des Helden unruhvolle, tatensüchtige Art. Zwischen diesen beiden größeren Stücken finden sich neben Sagenhaftem auch Erzählungen, die es meist auf eine Person, einen Typus abgesehen haben, der in ihnen auch klar vor uns hintritt. Es sind alles Menschen, die ihrer Umgebung, ihren Pflichten oder ihrer Zeit nicht zu entsprechen vermögen und teils im Konflikt mit ihren Widerständen zugrunde gehen, teils resigniert und enttäuscht ihre Tage beschließen. Mit seinem Inhalt und dessen prachtvoller Darbietung ist es ein reiches, gütig spendendes Buch.

Gleich seiner berühmten Landsmännin Selma Lagerlöf, deren „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“ in Hunderttausenden von Exemplaren als Lesebuch in den schwedischen Volksschulen verbreitet ist und die demnächst von Hunderttausenden umjubelt ihren siebenzigsten Geburtstag feiert, ist auch Heidenstam die Auszeichnung geworden, mit seinem Buche „Die Schweden und ihre Häuptlinge“, in die schwedischen Volksschulen einzuziehen. Der Dichter behandelt in diesem Bande die schwedische Geschichte von den sagenhaften Urvölkern an bis zum Auftreten Gustav Wasas. Aber es ist beileibe kein trockenes Geschichtswerk, keine nüchterne Aneinanderreihung von Haupt- und Staatsaktionen —: in wundervoll lebendigen einzelnen Bildern schildert uns Heidenstam mit Meisterhand das Volk der

Schweden in seiner Entwicklung, in seinem Wachsen und Werden, in seinem Glück und Leid. Ein Dichter hat sich in die Vergangenheit seines Volkes versenkt, und ein Dichter erzählt uns, was sein Auge geschaut hat. Zum Greifen nahe steht jene Zeit vor uns, und die Gestalten der Helden und Könige wachsen daraus hervor und beginnen zu leben. Die Geschichte eines Volkes, die zu lesen uns mehr fesselt, als ein spannender Roman —: das macht, weil ein großer, echter Dichter uns diese Geschichte geschrieben hat. So ist ein Buch für die Jugend entstanden, das auch bei uns in Deutschland eines großen Erfolges sicher ist.

Die historische Erzählung feiert allenthalben Triumphe. Polens großer Romantiker Henryk Sienkiewicz, der vor wenigen Jahren von uns geschieden ist, spricht noch einmal zu uns, natürlich ebenfalls in einem Geschichtsroman („Die Legionen“). In einem Schreiben vom 4. Januar 1916 ließ sich der Dichter vernehmen, daß von diesem Werke nur ein Teil niedergeschrieben sei und daß er „unter den gegenwärtigen Umständen keineswegs garantieren könne“, wann er dieses Werk vollenden und „ob es nicht überhaupt ein Fragment bleiben werde“. Es ist ein Bruchstück geblieben. Aber die vielen poetischen Schönheiten, die das am Ausgang des 18. Jahrhunderts spielende Fragment erfüllen, rechtfertigen seine Veröffentlichung in deutscher Sprache vollkommen, abgesehen davon, daß der Stoff sehr zeitgemäß zu nennen ist. Die von A. v. Guttry besorgte Übersetzung erfüllt alle gerechten Wünsche.

Womöglich noch zeitgemäßer und noch verdienstlicher erscheint mir jedoch die zweibändige Sammlung „Polenlieder deutscher Dichter“, gesammelt und herausgegeben von St. Leonhard, ein unsterbliches Denkmal, das vor allem die deutsche Romantik dem polnischen Volk und seinen Freiheitskämpfern gestiftet hat.

IV.

Zeitungen, Zeitschriften und Jahrbücher.

Das wichtigste kulturelle Ereignis des Berichtsjahres bildete zweifellos die am 7. September 1917 erfolgte Gründung des „Eichendorff-Bundes“ und im Anschluß daran die Herausgabe einer großen romantischen Zeitschrift, des „Wächters“. Zahllose Zuschriften von fern und nah, aus den Schützengräben und dem Hinterland überschütteten den Herausgeber mit anerkennenden, ja begeisterten Worten. Er konnte den einzelnen nicht danken, und so spricht an seiner Stelle der „Eichendorff-Kalender“, der treue Eckart der Romantik, der seit zehn Jahren unablässig und unverzagt diesem Siegesmorgen vorgearbeitet hat, ihnen allen den herzlichsten Dank aus. Treue um Treue! Deutschlands Jugend, und sie vor allem schloß sich dem jungen „Eichendorff-Bund“ an, bedeutet so viel für uns wie Deutschlands Zukunft. Auf das romantische Programm hat si uns Treue geschworen, wir aber wollen es erfüllen bis ans Ende. Neben uns stehen viele andere, die nicht wissen, was sie wollen. Wir dagegen kennen unser Ziel. Wer die Beiträge des ersten Wächterjahrgangs, der gleichzeitig mit diesem Kalender abgeschlossen vorliegt, im ganzen auf ihren Inhalt prüft, der wird den Charakter des „Eichendorff-Bundes“ und den Zweck seiner Bestrebungen klar erkennen.

Folgende Zeilen über die „Wiedergeburt des Romantischen“ entnehmen wir der Berliner „Post“ vom 19. März 1918. Wir drucken sie ohne jeden Zusatz wörtlich ab:

Verinnerlichung des Lebens wird eines der geistigen Ziele unserer Zukunft sein. Die Gegenwart hat unsere Empfindungswelt erregt, erschüttert. Wir tasten nach festerem Halt, wir suchen nach Werten. Ein tiefes Verlangen begehrt zudem nach der Erkenntnis vom Sinn des Lebens, des Leids auf. Wir fühlen, daß die nackte Wirklichkeit, wie

wir sie flüchtig wahrnehmen, nicht das volle Bild unseres Seins und der Weltgröße ist. Das haben wir eigentlich schon lange erwartet. Als wir uns vom Materialismus, vom Naturalismus abwandten, als wir die Welt der Klaffit plötzlich wie kühl und tot empfanden, da brachen wir den Bann, in den uns dann später die Entwicklung einer erfolgreichen Naturwissenschaft abermals verstrickt hatte. Aber das Ende dieser Epoche ist doch erst in den letzten schweren Jahren angebrochen. Nun sehnt sich unsere Seele über die trostlose Vorherrschaft der Vernunft hinweg nach Gefühlten, in denen auch der Teil der Wirklichkeit mitzufinden ist, den wir zwar nicht mit Händen packen, aber mit dem Gemüt allerorts wahrnehmen können. Jedes Geschehnis hat seine sichtbare Seite. Wir vermögen aufzuzeichnen, wie wir es vor uns sehen. Aber schon bei der Frage nach dem Umfang, in dem wir es wahrnehmen, werden die Ergebnisse der Berichtenden verschieden sein. Der eine schreibt uns den Vorgang selbst nieder. Der andere zieht schon die anliegenden Ursachen, die zu der bezüglichen Erscheinung geführt haben, hinzu. Der dritte fügt die Wirkungen an. Wobei auch wieder die Grenzen ins Vergangene und Zukünftige verschieden weit gestreckt werden können. Plötzlich hängt das Ergebnis in einer Reihe von aneinandergelagerten Tatsachen, so daß diese ihre eigene summarische Bedeutung gewinnen. Sie vermitteln uns neue Erkenntnisse, die abermals weitere Reihen auslösen. So ersteht vor uns endlich das Gesamtweitbildnis. Wenn wir nun die Fähigkeit haben, die teilweise geheimen, teilweise sichtbaren Energien, die sich auch in dem geringsten Vorgang immer wieder äußern, zu ahnen, zu empfinden, zu sehen und sie bei dem Bericht über das Ergebnis nicht verschweigen, noch unterdrücken, dann geben wir in diesem eben erst die volle Wirklichkeit wieder. Dabei ist es gleichgültig, ob alle Menschen in ähnlicher Weise sofort die inneren Bindungen

aller Erscheinungen an das All ebenso wahrzunehmen imstande sind. Es genügt, ihnen darzutun, daß außer der Sichtbarkeit der zufälligen Erscheinung eine andere, verborgene vorhanden ist, die jeden Zufall als solchen zunichte macht. Auf diesem Wege kommen wir auch der Wahrheit nahe. Das beweist alles höher wertige Schaffen der Menschheit. Dort, wo nicht der einzelne, der abgesonderte Künstler, sondern das Volk die Eindrücke, Erlebnisse der Welt gestalten, dort findet sich auch immer die Wirklichkeit des Vorganges eingehüllt in diese weitere, tiefere Wirklichkeit, die Seele und Geist zu einer Einheit vermählt. Alle Volksagen, Volksmärchen, Volkslieder — das ganze Denken und Fühlen der Volksgesamtheiten beweisen dies. Es offenbart sich in ihnen neben dem geistigen Begreifen ein seelisches Schauen. In der Weise, daß dort, wo der vordringende Geist an die Grenzen seines Vermögens anlangt, die Phantasie den Rhythmus der Welt in seinem ganzen Umfange, in seiner ganzen Macht und Schönheit zu erfassen oder doch wenigstens ahnend anzudeuten vermag. Diese Durchsättigung des Wirklichen mit dem Überwirklichen aber gibt uns erst die volle Harmonie der Welt. Das hatte unsere materialistische, wie auch unsere idealistische Zeit vergessen. Die Mängel, die Unvollkommenheit beider haben uns zur Umkehr veranlaßt. Und diese Umkehr wurde durch die Gegenwart strenger und schneller, als wir es erwarten konnten zur Einteilung. Man gehe die Kunstschöpfungen der letzten Tage, so weit sie volksgebunden sind, durch. Und man wird erkennen, wie stark sie bemüht sind, Abbild dieser wahren, ganzen Wirklichkeit zu sein. Damit ist dann auch das Romantische uns wiedergeboren. Es bestand immer aus diesem vollen Akkord der Doppeltöne des Geistes und des Gemütes. Man lasse sich nicht durch die „Romantik“ beispielsweise der Nazarener irreführen. Sie war nur ein erstes Andeuten, ein Taften, das als Widerspruch sich gegen die Klassik erhob

und, durch diese Opposition verschärft, nur sich einem Teil der Doppelseinheit zuwandte. Unser Zeitwille geht auf die großen Zusammenhänge, auf das große, alles umspannende Weltgefühl los. Er wird daher auch nicht in die Romantik abirren, sondern das Romantische als Ziel erstreben. Das entscheidende Vollbringen wird dabei weniger von den einzelnen Schaffenden, als von der Gesamtheit der wirkenden Kräfte geleistet werden, bis es in der Geburt des Genies seine krönende Aussprache erfährt. Vorher aber sind diesem die Wege zu ebnen. Da heißt es, bereit sein. — Um aber die hierhin drängenden Kräfte der Gegenwart zu sammeln, zu fördern, hat sich unter Führung von Professor Wilhelm R o s c h in München ein Bund gebildet, der dieser Wiedergewinnung des Sinnes für das Romantische unter uns ein Wegbahner sein will. Alle dahin gerichteten Bestrebungen sucht er zu einem und zu erhöhter Einwirkung auf den Geist der Zeit zu verhelfen. Was das bedeutet, wird sofort offenbar, wenn man bedenkt, daß das Romantische nur aus dem ursprünglich volksgebundenen Fühlen und Wollen entkeimen kann. Es ist ein Teil seines Organismus. So erscheint es als Gegenpol gegen die vielleicht technisch beherrschende, aber doch dem Gehalt nach hohle Gedankenauskunft. Es ist ein Feind der blassen, schillernden Ästhetik, denn es bringt Wesentliches, bringt Tiefverankertes, bringt seelische Schönheit, geistige Reinheit. An der von hier aus möglichen Arbeit an der Läuterung unserer Kunst, an der Vertiefung unseres Lebens mitzuarbeiten, wäre eine vornehme Pflicht aller sich ihres Volkstums stolz bewußten Deutschen. Allerdings wird es nötig sein, daß der Bund sein Augenmerk mehr nach vorwärts als in die Vergangenheit richtet. Es muß zwar anerkannt werden, daß es eine besondere Pflicht ist, die romantischen Schätze unserer deutschen Kultur, wie sie teilweise vergessen noch überall in Deutschland vorhanden sind, der Gegenwart wieder zu beleben und zum wirkenden

Besitz zu erheben; aber die Hauptaufgabe wird doch die Vereinigung der neuherankommenden verwandten Energien sein. Daß dies auch versucht wird, zeigt das erste Heft der Bundeszeitschrift „Der Wächter“. In ihm sind beide Teile in gleich hervorragender Weise vertreten. Wie überhaupt das Heft durch ungewöhnliche Gediegenheit ausgezeichnet ist. Bleiben die weiteren Folgen auf der gleichen Höhe, so dürften wir hier die edelste Kulturzeitschrift der Gegenwart erhalten. Da man aber weiß, welche Arbeit und Aufopferung nötig ist, daß dieser Rang behauptet wird, so wären dem Bund wie der Zeitschrift viele Helfer und Jünger zu wünschen. Es könnte dann von hier aus eine Gesundung unserer Kunstkultur und Lebenskultur ausgehen, die unserer gesamten Daseinshaltung wieder Innigkeit und Schönheit, Kraft und Entschiedenheit, jugendliche, heitere Frische in weiteren Ausmaßen verleiht. Fände sie Allgemeingeltung, so vermöchte von ihr ein verführender Einfluß ausströmen, der Last und Leid seiner Schwere beraubt. — — —

Eichendorff und die Romantik über alles! Das scheint gegenwärtig die Losung auch derjenigen werden zu wollen, die früher anderen, zum Teil geradezu gegensätzlichen Programmen oder gar keinen nachgegangen sind. Ob wir nun die „Lustigen Blätter“, den „Simplizissimus“ oder die „Jugend“ aufschlagen, überall begegnen wir dem romantischen Stichwort, überall dem Namen Eichendorff oder zum mindesten Eichendorffschen Stimmungen. „So sterben die Barbaren“ lautet ein Gedicht Rudolf Presbers in den „Lustigen Blättern“; Eichendorff gilt ihm als der Lieblingsdichter unserer Feldgrauen, und das mit Recht:

„Komm mit mir, Jörg, erzähl' es mir im Wald!
Das ist kein Märlein für geheizte Stuben.
Der Ostwind schneidet mitleidlos und kalt
Und rüttelt an den Eichen mit Gewalt —
Erzähl' mir's drauß' — wie starb mein jüngster Bube?“

Der Förster griff vom dienenden Geweiß
Die Büchse sich und pffiff dem braunen Hunde.
Aufrecht ging er dem Freund des Sohns vorbei,
Die ausgebrannte Pfeife fest im Munde.
Ein Häher flog mit schrillum Warnerschrei
Vom Wipfelast. Sonst Schweigen in der Runde —
Nur rieselnd, raschelnd fiel, wie weißer Staub,
Vom Sturm gepeitscht, der Schnee ins welle Laub.

So schritten sie den Waldweg ob den Höh'n,
Der Alte grün, feldgrau der schlante Junge —
Im Tale gleitet, blank und silberschön,
Die Lahn ums stille Dorf in sanftem Schwunge.
Und durch der Zweige überglikernd Neß
Sucht es herauf — ein Zug fährt in der Tiefe,
Kriecht zum Tunnel. — Gen Westen, Richtung Neß.
Führt er Geschütz — zur großen Offensive?

„Im alten Graben war's“, der Junge spricht,
„Den wir — er schrieb's Euch doch? — im Mai gewonnen.
Rein Wald wie dieser, Förster, die Argonnen!
Unheimlich, böß, vom Unterholz durchsponnen,
Feucht schwält der Nebel, kurz nur ist die Sicht.
Ringsum die Stämme, laublos und zerschossen,
Rahl, wie Gefänge an gestörtem Bau;
Nur hie und da streckt noch ein Baum verdrossen
Zerspellter Äste Jammerwuchs ins Grau.
Und Euer Heinz hodt, lesend, neben mir.
Rein übles Plätzchen in den Grabengassen;
Die tot'gen Stiefel freilich tief im Rassen,
Doch an der Wand Inschrift und Silberzier.
Ich könnt's noch malen, wie er blätternnd saß,
Den jung-verträumten Zug am weichen Munde.
Gewehr im Arm, sah ich ihn manche Stunde
So schweigend hodden. Wußt' nicht, was er las,
Und dacht mir bloß, daß er so gern brin liest,
Weil aus dem Büchel Fried' und Heimat grüßt.
Da plötzlich wirft er das Gedruckte hin —
Ich denk', es regt sich was auf Feindeseite —
Und wie ich dicht an seiner Rechten bin,
Da raunt' er leis: „Gud, tu ihm nichts zu Leide!“

Sieh, dort am Stamm der Borte eingetrallt,
 Den kleinen Vogel! Dem war mal der Wald
 Die Heimat, denk' ich, und trotz Mord und Brennen
 Hat er den Stumpf der alten Stämme lieb;
 Kann sich von all dem Elend, das hier blieb,
 Noch immer nicht im leichten Fluge trennen.
 Sieh nur, er läuft den kahlen Stamm hinauf,
 Er könnt's im Friedensmai nicht froher üben . . .“
 So sprechend, reckt der Heinz sich lächelnd auf —
 Da fällt ein Schuß, ein ein'ger Schuß, von drüben.“

Der Förster bog den überschnitten Ast
 Zur Seite tief und blickte in die Tale:
 „Das Büchel, das Du mir gegeben hast,
 Drin las der Bub' — damals zum letzten Male?“

Der Junge nickt: „Es glitt ihm aus der Hand,
 Als er den Schnabelschlag am Stamme hörte —
 Von Joseph Eichendorff ein Lieberband,
 Der kleine Vogel war es, der ihn störte.“
 Der Förster schob die Mäke sich zurecht,

Feucht klebt' der Schnee in seinen Schläfenhaaren.
 Dann sprach er bloß: „Es war gewiß ein Specht!“
 Und lächelnd dann: „So sterben die Barbaren . . .“

Blättern wir die stattlichen, reichillustrierten Kriegsbände des „Simplizissimus“ durch, so fallen uns zunächst die zahlreichen warmherzignationalen Gedichte von Ludwig Thoma, die volkstümlichen Verse von Wilhelm Scholz, die gemütvollen Reime des Raabeverehrerers Dr. Owlglas, die patriotischen Lieder des Musketiers Max Barthel, die echtdeutschen Landschaften von Rudolf Sied, neben den vielen ganz vorzüglichen Karikaturen der Hexenmeister und Hexenküche der Entente auf. In wahrhaft burgfriedlicher Gesinnung hat sich auch der „Simplizissimus“ gewandelt. Wir stellen das mit Genugtuung fest und freuen uns im besonderen, daß auch Eichendorff bei den Leuten seines Stabes zu Ehren kommt. So enthält

die Nummer vom 21. Mai 1918 ein farbiges Vollbild von O. Landeck „Waffenstillstand der Nacht“ zu Eichendorffs Versen: „Windesgleich kommt der wilde Krieg geritten . . .“

Und erst die „Jugend“! Diese Münchener Wochenschrift ist ganz romantisch geworden. Verschiedene Mitglieder des „Eichendorff-Bundes“ finden wir unter ihren Mitarbeitern, so Heinrich Zerkulen und Hans Pfishner, dem sogar ein besonderes Heft gewidmet erscheint. Daneben sei aus dem laufenden Jahrgang 1918 hervorgehoben: die Gedichte „Mörkte“ von Fritz Gränz, „Abend“ von Otto Seiger, „Vor der Türe“ von Will Vesper, „Morgenlied“ von Frz. Langheinrich, „Franziskus“ von Otto Brües, „Die Mutter betet“ von Hans Heidsied; die Bilder „Verschneit“ von Alwin Seifert, „Der Stuzer“ von Karl Spitzweg, „Die Steineiche“ von Eduard Okun, „Hoffnung“ von Alfred Kethel, „Abend“ von Otto Seitz, „Mondnacht“ von Walter George, „Kapelle bei Mittenwald“ von Friedrich Wilhelm Voigt, „Sonntagsruhe“ von Ferdinand Stäger, „Heimatflur“ von Richard Herdtle, „Sternenlicht“ von Heinz Waldmüller, „Melusine“ von Albert Welti, „Ein deutscher Junge“ von Ludwig von Zumbusch, „Ostermorgen“ von Fr. Müller-Landek, — und dabei berücksichtige ich bloß das erste Vierteljahr des Jugendjahrgangs 1918. Wenig sagen uns dagegen manche Prosabeiträge. Auch finden wir noch immer allerhand literarische wie künstlerische Entgleisungen. Möge der seelische Aufschwung in Zukunft noch stärker zum Ausdruck kommen!

Der große kulturelle Umschwung tritt auch in Zeitschriften zutage, die sonst kaum zur Romantik Stellung genommen haben. So läßt Richard Volpers in der „Sozialen Kultur“ (1918, 4. Heft) „Novalis über die Aufgabe des Staates und den Friedensberuf der Kirche“ reden, indem er hauptsächlich dessen epochemachenden Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ vornimmt und

die Bedeutung dieses Dichterdenkers für die Gegenwart feststellt. Ich zitiere aus den Ausführungen von Volpers folgende Sätze:

Erst in neuerer Zeit wird die Romantik auch in dem, was so ganz in der Sphäre der Welt, des Lebens und seiner Bildung liegt, nicht nur mit einem Lächeln oder einem Achselzucken angehört. Vielmehr sieht man nun endlich zuweilen ein, wie oft man gerade bei den sogenannten Romantikern einen scharfen Blick für die Wirklichkeit und ihre Erfordernisse feststellen kann.

Auch über Novalis Anschauungen ist man bisher allzu leicht hinweggegangen. Was er über Ich, Gemeinschaft und Staat zu sagen weiß, das sollte durchaus „in der Sphäre einer mystischen Empfindung“ liegen und höchstens von symbolischer Bedeutung sein, wie noch Gertrud Bäumer vor nicht allzu langer Zeit ausführte.

Und doch besaß gerade Novalis einen scharfen Blick für die Realitäten jeder Gemeinschaftsbildung und ein tiefes Verständnis für die unwandelbaren Bedürfnisse des Menschen. Wie er die Notwendigkeit eines organischen Staatswesens erkannte und betonte, wie er dabei aber doch auch wieder die Grenzen alles Staatswesens erfaßte: das zu zeigen, ist heute von einem doppelten Reize.

Seit den Tagen der Renaissance hatte die Isolierung der Individuen gewaltige Fortschritte gemacht; die Bande der menschlichen Gemeinschaft hatten sich immer mehr gelockert, und die Staaten drohten sich aufzulösen, nachdem auch Verehrung und Furcht vor dem absoluten Herrscherwillen im Schwinden begriffen waren. Der immer wachsende Individualismus war ein unbedingtes Hemmnis jeder rechten Gemeinschaftsbildung.

In sich selbst ruhende, von der Gemeinschaft losgelöste Individuen können kein warmes Interesse haben am Wohlergehen der Allgemeinheit, auch nicht am Wohl-

ergehen des Staates. Indem Novalis das betont, trennt er sich von dem herrschenden Geiste seiner Zeit. Es beginnt die politische Wirksamkeit der Romantik, die schließlich das Zeitalter des Individualismus und Egoismus und damit den Geist des 18. Jahrhunderts verdrängte und an seine Stelle setzte: die Gemeinschaft, das Vaterland. Es ist aber natürlich, daß noch nicht sogleich bei Novalis jene Gedanken zu den Formen sich durchsetzen, die sie dann bei der politischen Romantik angenommen haben. Das freilich erkennt er bald, daß die Gemeinschaft, in der das Individuum seinen Platz finden soll, nicht eine willkürliche Zusammenfassung einzelner Individuen darstellen kann.

Die rechte Gemeinschaft, so betont Novalis, ist eine Organisation. Nein, sie ist mehr: sie ist ein neues Individuum; noch mehr: sie ist eine Person. „Gesellschaftstrieb“, so sagt Novalis, „ist Organisationstrieb.“

„Der Staat ist eine Person, wie das Individuum.“ Eine solche Gemeinschaft, eine solche Person unterscheidet sich, wie Novalis ausführt, wesentlich von einer willkürlichen Zusammenfassung von Individuen; sie unterscheidet sich wesentlich von den zu seiner Zeit, um das Jahr 1800, bestehenden Staatsgebilden. Ein organischer Staat muß mehr sein als ein rechtliches Institut, mehr als eine Einrichtung, getroffen zum Schutze der Einzelindividuen, damit er das Einzelindividuum vor der Raubgier der andern bewahre und dessen Entwicklungsmöglichkeit ungestört vor sich gehen könne. Da darf auch nicht nur der Eigennuß den einzelnen an den Staat knüpfen. Der Eigennuß scheint, wie Novalis sagt, durchaus „antisytematisch“ zu sein.

Das Ziel des Staates kann aber nicht nur dieses sein: das Individuum über sich selbst hinauszuhoben. Das hieße nur die Linie verschieben vom Einzelindividuum zum Staatsindividuum. Der Individualismus wäre damit nicht aufgegeben; die niedern Triebe des Egoismus wären auf das

Staatsganze übertragen, dem es nun höchster Ehrgeiz sein müßte, seine Machtinstinkte auszulösen. Mit einer solchen Übertragung aber wäre für eine höhere Beurteilung nicht allzuviel gewonnen. Der Staat kann nicht Selbstzweck sein. Seine Aufgabe, sein Ziel muß wieder über ihn selbst hinausführen. Er selbst kann nur gleichsam Durchgangspunkt sein, er kann nur den Weg bieten zur höhern Einheit, zur Menschheit. Der Staat soll im Dienste der Menschheit stehen. Er soll auf eine ihm, seinem Wesen entsprechende, eigentümliche Weise dem Menschen zur Menschheit verhelfen. Dazu soll der Staat dienen, dahin soll er die Wege weisen. Es ist überaus beachtenswert, daß alle Großen auch in jener Zeit des neuen Aufblühens deutschen Geisteslebens, in der Zeit vor den Befreiungskriegen, niemals die Interessen der Menschheit über dem Nationalen außer acht ließen.

Wie ein Testament, vor dem man geneigt ist, heilige Gelübde zu sprechen, erscheint auch uns immer noch diese Schrift von Novalis' „Die Christenheit oder Europa“. Sie ist voller Wahrheiten in dem, was sie ausspricht, mehr noch in dem, was sie nur andeutet, was Novalis ausführlicher nicht sagen durfte oder wollte.

Sehr beachtenswerte Gedankengänge entwickelt der Bonner Philosoph Adolf Dyroff in seinem Aufsatz „Die dritte Romantik“, die den 15. Jahrgang der Zeitschrift für Literatur und Volksbüchereien „Die B ü c h e r w e l t“ besonders wertvoll macht. Dyroff sagt:

Die dritte Romantik soll da anfangen, wo die erste aufgehört hat. Also bei Eichendorff! Storm und Stifter sind noch romantisch, aber keine eigentlichen Romantiker mehr. In Storm ist der Zug zur technischen Güte der Form, in Stifter der Zug zur stofflichen Realistik etwas Neues. Wo bleibt bei beiden schwerblütigen Dichtern, deren einer ein form- und psychologiekundiger Jurist, deren zweiter ein

erfahrener Lehrer der Naturkunde war, die romantische Ironie, Selbstironie und ungeheure Beweglichkeit? Sie als „Epigonen“ oder Nachzügler der Romantik zu schätzen, dazu sind sie mir zu schade. Sie haben auch mehr romantische Elemente als beispielsweise Gerhart Hauptmann in sich. Aber man muß einen historischen und einen systematischen Begriff von „romantisch“ und „klassisch“ scharf trennen. Zur historischen Romantik gehört trotz aller Einwirkung, die er von dort her erfuhr, nicht einmal Heine: sein rationalistisches Denken beweist es. Zur systematischen Romantik hingegen ist ein Kunstwerk, gleichviel ob Dichtung oder Bildwerk, ob uralt, ob ganz neu, zu rechnen, das etwa folgendem Begriffe sich unterordnet: Ungewöhnlicher Reichtum an mannigfaltigen und seltenen Bildern (Reichtum des Qualitativen), außerordentliche Lebhaftigkeit und Intensität der Bilder, größte anschauliche und geistige Beweglichkeit, freiestes, leichtestes Spiel einer wesentlich durch geistige Intuition, durch Witz und Geistesblitze geleiteten Phantasie, platonische Sehnsucht nach der Unendlichkeit. Alles im systematischen Sinne „Klassische“ liebt eine maßvolle Auswahl der qualitativen Verschiedenheiten, scheut die große Buntheit, Lebendigkeit und Stärke der Bilder, liebt die Ruhe und die beherrschte Bewegung, will eine geregelte, eher mit dem Verstand in Eintracht lebende Phantasie. „Saure Wochen, frohe Feste“, „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß“, „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, sagt der Klassiker. Der ärmliche „Klassizismus“ verrät gerade durch die Art des Mißverständnisses, das er begeht, daß in der Klassik eine starke Hinneigung zum Weniger steckt. Und: die Ermahnung zum „Verstande“ wie der Haß gegen den „Blödsinn“ oder „Unsinn“ der Romantiker sind bei den Klassikern doch weltbekannt. So werden „romantisch“ und „klassisch“, wenn man sie systematisch nimmt, geradezu ästhetische Modifikationen wie „erhaben“, „zierlich“, „niedlich“.

wo das Quantitative des Raumes wesentlich ist. In diesem Sinn aber hat der Roman des Petronius samt seinem Nachfahren, dem Schelmenroman, romantischen Charakter, ist der „Arbdingello“ Heines eine Annäherung an die Romantik, wohin ihn auch die Einfügung einer Entkleidungsszene und die Beziehung zu Ariosto weist, läßt sich von einer anhebenden Romantik bei Tiepolo sprechen. Wo immer Zeitgenossen der ersten Romantik, d. h. jenes großen und weiten Kreises, zu dem Clemens Brentano und Eichendorff ebenso durch geistige und persönliche Berührung, vor allem mit Tieck, zählten, wie Novalis und Friedrich Schlegel samt Grimm und Savigny, wo immer Spätere alle oder auch hervorstechende Züge jenes Begriffes zeigen, da sind sie Romantiker oder doch ihre Geistesverwandten. So Storm, so Stifter.

Allein es wäre verfehlt, weil undurchführbar, das alte Programm der ersten Romantik einfach zu erneuern und die Schraube rückwärts drehen zu wollen. Die Psychologie lehrt, daß der Strom der Gefühle sich mit den Erfahrungen ändert, und wir von heute, zumal seit 1914/18, haben anderes erlebt als die vor hundert Jahren. Die Geschichte lehrt, daß sich keine Entwicklung zurückbringen, Geschehenes nicht „repristinieren“ läßt. Die allgemeine Kulturwissenschaft lehrt, daß organische Fort- oder Umbildung des eben Bestehenden, Gegenwärtigen mittels ewiger Prinzipien und neuer Gesichtspunkte das einzig Gedeihliche ist. Darum muß auch für die dritte Romantik ein neues Programm aufgestellt werden. Das Geniale wird zudem nicht ungestraft nachgeahmt. Die slavischen Verehrer Calderons, Goethes, Eichendorffs haben ihre Treue mit Manierismus und Vergeffenheit büßen müssen.

Welches soll dieses Programm sein? Buntheit, Lebhaftigkeit der Bilder, freie Beweglichkeit, ein Zug ins Musikalische, der Sinn fürs Geistvolle und der Blick in die Un-

endlichkeit, Loslösung vom Prinzip äußerlich treuer Naturnachahmung — die Natur ist nur Stoffquelle und ideales Musterbild —, all das soll bleiben. Für uns Deutsche auch das deutsche innige Naturgefühl, das selbst das Leblose belebt und mit der Volksfage und dem Märchen auf gutem Fuße steht. Aber kraftvoller muß in Zukunft alles werden. Die „Ironie“ ist für die kommende Zeit nichts. Das Geschlecht, das um 1900—1914 in die Höhe gewachsen war, litt zu sehr an Frivolität, als daß ihm die romantische Ironie gut bekommen könnte. Ariosts und Calderons weltliche Schauspiele mit ihrer märchenhaften Farbenpracht passen nicht als Anregung, sie sind nur für den Genuß. Dante soll diesmal die Anregung geben. Dazu der Calderon der geistlichen Festspiele (*Autos sacramentales*). Wir sehnen uns nach dem Heroischen, das allein der harten und großen Tage würdig ist. Die Gruseleien und Grauseleien des E. Th. A. Hoffmann hatten ihre Zeit. Weg damit und mit der unechten alkoholischen Poesie des Grauens. Das Phantasiegeschnatter Meyrinks hat weder Größe noch wirklich leuchtende Farben; es nimmt sich aus wie das verwegene Hin- und Überreden eines *Commis voyageur*, der allerhand Durcheinander in seinem Koffer hat. Oder soll man sagen, wie die falschen Schätze des wahren Jakob?

Hätten wir nur die Geistesfreiheit wieder, deren sich die alten Romantiker erfreuten. Wir kleben immer noch zu viel am Boden, in Form und Stoff und Inhalt. Unübertrefflich hat das jetzt auch Flakamp in seinem Büchlein, dem Besten, was ich an Systematischem über Romantik kenne, gezeigt. Die neuen Antriebe und Gefühlswerte, die das Heimatgefühl durch die neue Zeit empfangen hat, dürfen der neuen Romantik nicht verloren gehen. Was hat Eichendorff nicht alles aus seiner Harzreise, aus seinen Heidelberger und Lubowitzer Eindrücken gemacht! Was Fr. Schlegel, Immermann und Zedlitz nicht alles aus ihren Reisefrüchten

vom Speßart, der auch Cl. Brentanos Jugend umrauschte wie seinen Tod! Doch gibt es nicht eine romantische Nahe- und Saarländschaft, eine Weser- und Donauschönheit von oft berückender Färbung? Wer entdeckt sie uns? Der Rheingrafenstein bei Kreuznach ist ebenso Eichendorffisch wie die Donauenge vor Kelheim! Aus der Szenerie der Alpenseen und Alpenberge läßt sich noch etwas ganz anderes herausholen, als es Achleitner und Ganghofer vermochten. Der romantische Süden darf bei einer Romantik nicht fehlen. Man nehme diesmal die heroische Landschaft bei Orvieto und Assisi und die Stadtheimlichkeiten Sienas. Spanien und das spanische Südamerika lassen sich ganz anders auffassen, als es der etwas trodene Friedrich Gerstäder getan hätte und hat. Für die Romantik der Seefahrten gab Eichendorff ein Vorbild. Nur plastischer muß die Handlung und das Personenwerk herauskommen als bei ihm. Seine Figuren stehen vielfach in den Erzählungen wie die Staffage in einer spätholländischen Phantasielandschaft.

Soweit Dyrhoff, den vollständig zu zitieren, mir leider der Raum fehlt. Doch sei wenigstens noch eine Schlußbemerkung des bedeutenden Artikels hieher gesetzt:

Vor e i n e m müßte ein romantisches Jahrbuch von heute sich hüten und warnen. Das ist das, wodurch die erste Romantik sich ihr Spiel, nicht ganz durch eigene Schuld, verdarb. Es ist die Lust am Grausigen, die Sucht nach dem Ungeheuerlichen, der ins Absurde gehende Überschwang. Friedrich Schlegel und Eichendorff sind davon frei. Eichendorff hat die von ihm an Storm mündlich weitergegebene Sputgeschichte nicht zur Dichtung gemacht. Nur daß sie uns jetzt ein gewisses Bangen, das aus einzelnen seiner lyrischen Wendungen herausschlägt, erklären mag. Brentano ist, von wenigen Sachen abgesehen, zu kindlich und zu scherzhaft, als daß das Dämonische über sein Gemüt Macht erhielte. Tied hält sich noch in maßvollen Grenzen. Aber E. Th. A. Hoffmann ist

im „Rater Murr“ und in den „Elixieren des Teufels“, im „Majoratserben“ wie auch sonst wohl ein Beispiel, wohin eine veräußerlichte Romantik geraten kann. Kein Wunder, daß äußerlich fühlende Franzosen gerade den Teufelshoffmann zum E. A. Pösch schufen und ihre noch äußerlichere, sehnen- und blutlose Phantastik aus solchen Elementen absotteten. Dies Schauerlich-Gruselige ist es wahrscheinlich, was an der gesamten Romantik in Frankreich am höchsten geschätzt wurde, meint L. Bodevin. Eben darum und noch mehr, weil es dem tiefen Gemüte wahrer Romantik und weil es dem Geiste unserer Zeit in der Seele widerspricht, bleibe man uns mit Solemiaden, grünen Gesichtern und mit Altraunen à la H. H. Ewers vom Leibe.

Burdach fordert eine „Dritte Renaissance, die stärker, reiner, vollständiger unseres eigenen Wesens Art zum Ausdruck bringe und der antiken Bildung mit geschichtlichem Verständnis, zwar in Andacht und Ehrfurcht von ihr lernend, aber mit unbedingter innerer Freiheit gegenüberstehe“. Mich dünkt, so behauptet Dyroff durchaus richtig, unsere dritte Romantik ließe sich trotz Richard Benz, der nur Romantik will, mit dieser dritten Renaissance wohl zum glücklichen Bunde führen. Waren Friedrich und A. W. Schlegel nicht voll Andacht und Ehrfurcht für das klassische Altertum? Bahnten nicht gerade sie samt Schleiermacher das geschichtliche Verständnis für die antike Bildung mit neuen Mitteln und mit tieferem Geiste an? Wanderten die Jünger der Romantik nicht auch nach Italien oder sehnten sich doch wenigstens wie Eichendorff dahin? Ist nicht Hölderlin der Romantik beinahe ebenso nahe wie den Griechen? Wie zum einzelnen Genie, so wird auch zu genialen Perioden alle Folgezeit stets wieder eine neue Stellung einnehmen. Man kann sie wie heutzutage der Antihistorismus Ostwalds mit Reulen, Dreschflegeln und Morgenstern berennen, aber nicht einmal zu romantischen Ruinen umwandeln. Genialität und Originalität veraltet nie

und bleibt in alle Zeit morgenfrisch und morgenjung. Nur immer von neuem wird die sich ewig umgebärende Menschheit die Strahlen des Genialen in neuen Bildern und Gemütsantworten in sich auffangen. Hat es die römische Antike mit der griechischen in ihrer trockeneren und sparsameren Weise so gemacht, wie sie eben mußte — und vielfach, wie Vergil, Horaz, Propertius, Tibull beweisen, nicht ohne Raffinement und Pikanterie —, so machte es das Mittelalter in Byzanz, im arabisch-persischen und westeuropäischen Kulturkreis sei es mit dem griechischen, sei es mit dem griechisch-römischen Geiste nicht anders, und die erste und die zweite Renaissance erst recht nicht. So wird auch die dritte Romantik an Aischylos, Sophokles und Euripides nicht vorbeisehen dürfen. Sie wird ihnen erst die wahren deutschen und doch einfühlerischen Übersetzungen schenken, sie wird Homeros und die antike Plastik und Baukunst mit unerhörten Lichtern übergolden. Hätten wir die Antike absolut, was nie der Fall sein wird, so hätten wir zum mindesten gute Übersetzungen und gemütsstiefe moderne Versenkungen in die alte Kultur. Die klassische Philologie und Archäologie wird bald auf dem vorläufig erklimmbaren Gipfel der wissenschaftlichen Betrachtung sein. So komme denn nun wieder die neue Kunst über die Antike und schaffe aus ihr das menschlich Ewige und ewig Göttliche für uns Moderne neu an den Tag. Dyroff erwähnt am Ende Konrad Burdachs vielbesprochenen Vortrag über „Deutsche Renaissance“ 1918 (Erste Fassung in der Sammlung „Deutsche Abende“ Berlin 1916).

Gediegen wie immer setzt die Berliner „Deutsche Rundschau“ auch nach dem frühen Ableben ihres zweiten Herausgebers Bruno Hase ihren Stolz darein, eine führende Zeitschrift des deutschen Volkes zu bleiben. Aus dem reichen Inhalt der Hefte seit Juli 1917 hebe ich hervor: „Heinrich von Kleists vaterländische Dichtung“ von Gottfried Fikbogen, die Fortsetzung der „Kreuz- und Querzüge von August Ludolf

Friedrich Schaumann" (1778 bis 1840), fesselnde Memoiren eines echten Romantikers, die Konrad von Holleuffer erstmals zum Abdruck bringt, „Eduard Mörikes magnetische Heilung durch Johann Christoph Blumhardt im Juli 1848“ von Hans Wolfgang Rath (mit unveröffentlichten brieflichen Belegen), Ungedrucktes „Aus Friedrich Schlegels Briefftasche“ von Joseph Körner, die prachtvolle Edda-Dichtung „Das Schuldbuch der Götter“ von Wilhelm Schäfer und „Gedanken über Jakob Burckhardt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 25. Mai 1918“. Karl Neumann, der Verfasser des letzterwähnten Beitrags, kommt darin auf Burckhardts romantische Jugendperiode zu sprechen und macht dabei nachstehende Bemerkungen: Von einer gewissen Höhe gesehen, scheinen sich die vielberufenen Gegensätze von Klassizismus und Romantik einzuebnen. Wenn das Wesen der Romantik mit Ungenügen in jedweder Gegenwart, mit Flucht aus der Wirklichkeit bezeichnet wird — einerlei, welches die psychologischen Voraussetzungen des Auseinanderlebens von Einzelanspruch, Ort und Zeit sein mögen —, so macht es keinen Unterschied, ob die Zuflucht unter den Säulen des Parthenon oder im Hell Dunkel romanischer und gotischer Räume gesucht wird. Windelmann . . . war nicht minder Romantiker als Wadenroder, der Nürnberg für uns entdeckte. In diesem Sinne ist ein Stück Romantik und Sehnsucht im Blute aller edleren Naturen. In größerer Nähe gesehen, bezeichnen indessen die berührten Gegensätze Pendelausschwingungen des allgemeinen Geistes, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu wechseln scheinen. Bei uns ist Nazarenertum und Neigung zum Mittelalter um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durch die Wendung zur italienischen Renaissance abgelöst worden, die durch das Neuheidentum des „Jungen Deutschland“ vorbereitet war

Die vornehmste Monatschrift der reichsdeutschen Katholiken „Stimmen der Zeit“ fordern diesmal wieder

mehrfach unsere Beachtung heraus. Zunächst verweise ich auf Nikolaus Scheids richtungweisenden Aufsatz „Theodor Storm“ (zum 100. Geburtstag des Dichters am 14. September 1917), der sich kritisch mit dem Lebenswerk des Gefeierten auseinandersetzt. Scheid wendet sich gegen den Satz des Storm-Biographen P. Schütze „Storm habe das erotische Problem von einer neuen Seite aufgefaßt, indem er es in die Sphäre des Romantischen versetzte und so vertieft“. Was echte Romantik bedeutet, lehren Eichendorffs Novellen; damit vergleiche man beispielsweise Storms „Waldwinkel“, dessen „Kern ein romantisches Stimmungsidyll bilden soll“. Nein, die Stimmung der Novelle ist schwül, „gewissermaßen elektrisch“. Rückhaltloser spendet Scheid dem Lyriker Storm den Zoll seiner Verehrung, ebenso dem Märchendichter: „Mit einem ähnlichen Recht wie der Deutsch-Däne H. Chr. Andersen eine Stelle unter den romantischen Märchendichtern beansprucht, verdient auch sein „Schüler“ Storm Sitz und Stimme im Rate dieser besondern Musen, und Steinles bekanntes Bild „Die Märchenerzählerin“ durfte sinnig dem Dichter von einem seiner Freunde und Brüder in Apoll gewidmet werden mit der Unterschrift: „Paul Heyse seinem alten Märchenfreunde und Märchendichter.“ Eine treffliche Charakteristik August „Wilhelm Schlegels“ lesen wir in der gleichen Zeitschrift aus der Feder Alois Stockmanns. Ebendort frischt Stanislaus von Dunin-Borkowski eine „Erinnerung an Lord Byron“ auf. Mit freudiger Zustimmung verzeichnet man ferner eine Kritik Alois Stockmanns über das Buch von Maria Peters' „Fr. W. Webers Jugendllyrik“. Der Rezensent wendet sich gegen den kühnen Versuch Weber die Romantik abzusprechen: „Es kommt eben ganz darauf an, was man unter dem dehnbaren Begriff der Romantik versteht. Wer in dieser Literaturbewegung in Anlehnung an das bekannte Wort Goethes nur eine Art Krankheit sieht, der muß natürlich zugeben, daß Weber lediglich vorüber-

gehend — etwa in den Jahren geistiger Unreife und seelischer Verstimmung — romantischen Anwandlungen huldigte. Man kann sogar noch weitergehen und behaupten, die Weise eines Tieck, Novalis oder Brentano sei Weber stets fremd geblieben. Aber wer wollte leugnen, daß unser westfälischer Sänger zu dem Schlesier Eichendorff, dem letzten Ritter der Romantik, kaum weniger Beziehungen und Berührungspunkte aufweist als zu irgendeinem unter den mehr realistischen zeitgenössischen Dichtern.

Weitreichende musikalische Rückblicke und Ausblicke versucht Ernst Ludwig Schellenberg in seinem anziehenden Aufsatz „Berglinger und Kreisler“ (Heft 9/10 der Zeitschrift „Die Hochwacht“ 1917). — Das keusche, ergriffene Hineinlauschen in die Welt, die Frömmigkeit des Erlebens — sie sind nach Schellenberg vergessen und verloren; das naive, reine Anschauen wurde getrübt und verachtet. Es ist jetzt möglich, daß man in Fachzeitschriften über das Werk eines sogenannten Modernen die Bemerkung lesen kann, es sei zwar karg an Erfindung, aber aufs glänzendste instrumentiert, — mithin ein Meisterstück. Die stillen, zarten Künstler, die abseitigen, aufrechten, sie werden übertönt von dem geschäftigen Schmettern der Reklame, durch die man sich die Unsterblichkeit zu erzwingen glaubt, und von dem krampfhaft wütenden Geschrei eines unbesonnenen, jugendlich vor-eiligen Fanatismus.

Da rettet man sich wohl gern in die Romantik zurück, in jene Tage inbrünstigen Suchens und Verlangens, als man mit staunenden, ehrfürchtigen Augen vor dem Heiligtume der Kunst auf die Knie sank. Es wäre gut, wenn jene beiden Gestalten des Berglinger und Kreisler, wenn Wilhelm Heinrich Wackenrobers und Ernst Theodor Hoffmanns musikalische Schriften wieder Belehrung und Andacht wecken könnten. Die Träume aus der „alten schönen Zeit“, die uns wie schimmerndes Mondlicht locken und umspinnen, sollen

wieder wach werden und nicht nur eine phantastische Unmöglichkeit bleiben. In ihnen ruht viel Gütiges und Echtes; deutsche Schlichtheit und Ehrfurcht: fraglose Hingabe an eine gebietende, segnende, höhere Macht. Schelten wir nicht über jene Märchen! Was sie bergen und den Sonntagskindern offenbaren, ist wahrlich mehr als krause Gedankensprünge und eitle Freude am farbigen Worte. Die blaue Blume duftet noch heute, verborgen und vergessen, in der alten Süße und Treue. Was uns Moriz von Schwind und Ludwig Richter in ihren keuschen, innigen Bildern geschenkt, das klingt wieder in den zarten, suchenden Worten Joseph Berglingers und in den witzigen, tief schürfenden Aufsätzen Johannes Kreislers. Wer sich an frühen Winterabenden, wenn draußen die Floden wehen, beim Lampenschimmer in die wenigen Blätter vertieft, die uns Wadenroder zurückließ, der mag sich selbst ein Klosterbruder dünken, ein Hieronymus. Weiße, selige Bilder tauchen empor, gleich jenen frommen heiligen Gemälden auf nachgedunkeltem Goldgrunde. Und vergessen wir auch nie, daß Hoffmann, der wahrlich nicht nur Gespenstergeschichten zu schreiben vermochte, mit erstaunlichem Tiefblick Beethovens Kunst erkannte und pries, als sie von zünftigen Kritikern noch als zerrissen und wüßt abgeleugnet zu werden pflegte. Vielleicht besinnt man sich auch wieder auf Hoffmanns Kompositionen und besonders auf seine in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerte und im einzelnen hochbedeutende Oper „Undine“, die einst von Karl Maria von Weber in freudigen, dankbaren Worten begrüßt worden ist. Ein Romantiker unserer Tage, Hans Pfitzner, hat einen sorgfältigen Klavierauszug geschaffen; aber noch immer hat man lieber unreife und lächerliche Gemächte moderner Komponisten vorgezogen, weil sie irgendeinen erregenden, blutrünstigen Stoff oder ein paar geschickte, blendende Orchestereffekte aufwiesen. — —

Man kann dem geist- und gemütvollen Verfasser des oben erwähnten Artikels in „der Hochwacht“ nur Wort für Wort zustimmen, wenn er an anderer Stelle fortfährt: Die Klage über den Mangel an Melodie ist so häufig gerade in unserer Zeit erstanden, daß man sich scheut und beinahe eine Banalität zu begehen glaubt, wenn man sie mit Eifer zu wiederholen im Begriffe steht. „Das Erste und Vorzüglichste in der Musik, welches mit wunderbarer Zauberkraft das menschliche Gemüt ergreift, ist die Melodie. — Nicht genug zu sagen ist es, daß ohne ausdrucksvolle, singbare Melodie jeder Schmuck der Instrumente usw. nur ein glänzender Puz ist, der, keinen lebenden Körper zierend, wie in Shakespeares Sturm, an der Schnur hängt, und nach dem der dumme Pöbel läuft. Singbar ist, im höheren Sinn genommen, ein herrliches Prädikat, um die wahre Melodie zu bezeichnen.“ (Hoffmann.)

Barte, frühe Herbstdämmerung. In dem einsamen, unmerklich bewegten Teiche spiegeln sich die Dinge der Erde und des Himmels: weiße, zaghaft angeglühete Wolken; die hängenden, vergilbten Äste einer Birke. Inselhaft wiegen sich welke Blätter auf der stumpfgrauen Flut . . . In der Zeit des beginnenden Wahnsinns schrieb Hölderlin einige seltsam süße, verlorene Verse:

Mit gelben Blumen hängen
 Und voll mit wilden Rosen
 Das Land in den See.
 Ihr holden Schwäne!
 Und trunken von Rüssen
 Tunkt ihr das Haupt
 Ins heilig nüchterne Wasser . . .

Welcher Komponist kennt heute solche Töne? (Vielleicht hat nur Chopin in dem fis-moll Nocturne op. 48 die Melodie dieser milden Wehmut, dieser tiefen Vollendung gefunden.) Wer weiß von der verhüllten Helle des Flodenwirbels und

von der mythischen Stille des weiten Sommermittags? Wer
singt das rätselhafte, verheißende Lächeln der Mona Lisa?

Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdenraume
Ein leiser Ton, gezogen
Für den, der heimlich lauschet.
(Friedrich Schlegel.)

So ist es möglich, daß die Romantiker überall Melodie und
Lied vernehmen: die Sterne klingen; goldene Töne leuchten
durch die Nacht; der Duft der dunkelroten Nelken gemahnt
an die anschwellenden und wieder verfließenden Töne des
Bassethorns. — Melodie als Idee, als Seele. Die musi-
zierenden Engel des Melozzo da Forli, die geigenden Mönche
Ludwig Richters und Böcklins haften mit ihren andächtigen,
weltvergessenen Tönen nicht an den äußeren Erscheinungen;
sie künden vom Wesen der Dinge, enthüllen das Letzte,
Verschwiegene. „In dem Spiegel der Töne lernt das mensch-
liche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das
Gefühl lernen; sie geben vielen in verborgenen
Winkeln des Gemüts träumenden Geistern lebendes Bewußt-
sein, und bereichern mit ganz neuen zauberischen Geistern des
Gefühls unser „Inneres“ (Wadenroder). Die Veräußerlichung,
die Materialisierung der Musik —: das törichte Illustrieren,
das in unseren Tagen in so erschreckendem Maße zum Abstieg
führte (eifrige Konzertbesucher brauchen nicht umständlich
und lange nach dergleichen falschen Vorbildern zu suchen), weist
bereits Hoffmann mit Nachdruck und Ironie zurück: „Die
Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf,
eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt,
die ihn umgibt, und in der er alle bestimten Gefühle
zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzu-
geben. Habt ihr dies eigentümliche Wesen auch wohl geahnt,
ihr armen Instrumentalkomponisten, die ihr euch mühsam
abquältet, bestimmte Empfindungen, ja sogar Begebenheiten



Räthe Wolff

Schattenbilder

Mit Erlaubnis des Verlags Ludwig Müller, Lübeck

darzustellen? — Wie konnte es euch denn nur einfallen, die der Plastik geradezu entgegengesetzte Kunst plastisch zu behandeln? Eure Sonnenaufgänge, eure Gewitter, eure Batailles des trois empereurs usw. waren wohl gewiß gar lächerliche Verirrungen und sind wohlverdienterweise mit gänzlichem Vergessen bestraft.“ Und an einer anderen Stelle äußert er mit genialer Intuition: „In der Kenntnis der geheimnisvollen Zaubermittel und ihrer richtigen Anwendung möchte wohl die eigentliche musikalische Malerei bestehen. Melodie, Wahl der Instrumente, harmonische Struktur, alles muß da zusammenwirken, und es wäre ein törichter Wahn, wenn man durch die Nachahmung einzelner Naturlaute ohne Beachtung des Ganzen jenen Zweck bestimmt auf die Phantasie zu wirken, erreichen wollte; die Peletonfeuer der Violinen, die Kanonaden der Pauten in manchen Schlachtsymphonien sind ebenso lächerlich, wie das vernehmliche Krähen der Hoboe als St. Petri-Hahn in jenem alten Oratorio. Es gibt dagegen gewisse Melodien, die z. B. an Einsamkeit, an Landleben erinnern; ein gewisser Gebrauch der Flöten, Klarinetten, Hoboen, Fagotte wird dies Gefühl zu hoher Lebendigkeit steigern. Ebenso wird man bei gewissen Melodien der Hörner augenblicklich in Wald und Hain versetzt, welches wohl tiefer als darin liegt, daß das Horn das Instrument der im Walde hausenden Jäger ist.“ Es wäre nützlich, wenn dergleichen scharfsinnige, durchdringende Erörterungen von allen Komponisten gelesen und befolgt würden, die mit wogenden Passagen das Waldesrauschen oder mit trillernden Flötenläufen das Zwitschern der Vögel darzustellen bemüht sind. Denn das eben ist Sinn und Wesen der Musik, das Unausprechliche, dem Alltagsmenschen Unhörbare, das Immanente zu singen. Darin ruht die Macht, die Tiefe der allgemeinen, losgelösten, ewigen Tonkunst; das Unbegrenzte, die vielfachen Möglichkeiten heben sie über die vergäng-

lichen, groben Dinge der Niederung empor zu den Gestirnen

Die von Karl Muth geleitete Monatschrift „Hochland“, die mir in früheren Jahren zuing, entzog sich diesmal der Kenntnis des Berichterstatters, da trotz wiederholter Mahnung beim Verlag ein Besprechungsstück nicht zu erlangen war. Ich muß mich daher begnügen, das andere vornehmlich für das katholische Deutschland bestimmte literarische Organ „Der Soral“, der von Franz Eichert und neuestens nach Verschmelzung mit der Zeitschrift „Über den Wassern“ von Johannes Ehardt vorzüglich geleitet wird, empfehlend anzuzeigen. Mehr oder minder romantisch ist das ganze Blatt. Aus dem jüngsten Jahrgang hebe ich nur einige der für uns wichtigsten Beiträge hervor: „Abalbert Stifter in seinen Briefen“ von Johannes Ehardt, „Samto, der Vogel“ (aus dem Tschechischen) des modernen Mystikers Julius Zeyer, „Wenn Stifter spricht“ von Hans Breda-Stiftegger, „Heinrich Bertaulen“ von Franz Fakhbinder, „Drei Silhouetten aus der Spitzweggasse“ von Heinrich Bertaulen, ferner nenne ich noch meine Gedentartikel über Stifter und Trautmann. Das umstrittene kleine, aber unendlich tief bohrende Werk Christoph Flaslamps „Die deutsche Romantik“ erfährt durch Oskar Rataun eine durchaus zustimmende Würdigung: Flaslamp, der schon durch eines seiner frühesten Gedichte „Blauer Vogel“ sein romantisches Gemüt verraten hat, sucht in seinen zwei Büchlein, die er beide „Die deutsche Romantik“ betitelt hat und deren eines einen Vortrag aus dem Jahre 1912 abdruckt, während sich das zweite mit Karl Muths Kritik dieses Schriftchens beschäftigt, den Begriff des Romantischen im Gegensatz zu dem des Klassischen zu bestimmen. „Das Romantische“, sagt er, „ist ein Zuwidersprechen und Zuwiderhandeln gegen den Materialismus, gegen die nüchterne Wirklichkeitsansicht, der Mensch und Natur rein aus sich, rein an und für sich

selbst, ohne übersinnliche und übernatürliche Beziehungen da zu sein scheinen . . . Das Romantische läßt das Wirkliche als bestehend gelten, gewährt aber geheimnisvollere Zusammenhänge.“ Das Romantische ist aber nicht mit der deutschen Romantik identisch; diese ist nicht das Romantische schlechthin, sondern „eine geschichtlich bestimmte Sekung und Prägung des Romantischen zu Anfang des 19. Jahrhunderts, von deren Bestimmtheit das spätere 19. Jahrhundert im wesentlichen wieder abfiel.“ Die deutsche Romantik ist „der jüngste geschichtliche Austrag, die jüngste Zusammenfassung aller früheren romantischen Energien.“ Das wichtigste der deutschen Romantik ist, „daß ihr die alte Wahrheit aufging, daß alle Poesie romantisch sei oder doch sein solle, nur eine volle, wahre, vollständige, nicht einseitige, eine allen Bedürfnissen der Menschheit antwortende Poesie, nur progressive Universalpoesie“ zu sein habe. — Die Romantik ist nicht Flucht vor der Wirklichkeit, sondern Flucht in die Wirklichkeit; sie wollte wie der Materialismus „die Wirklichkeit fassen, das Leben, wie es ist“, aber sie wollte es „nicht im Anschein des voraussetzungslosen Augenblicks, der voraussetzungslosen Gegenwart, sondern mit aller Deutung, Ausprägung und Darstellung auch der Vergangenheit beschwert, mit Tradition darstellen. — Und da in der Tradition erschien die Wirklichkeit keineswegs so einfach, einseitig und eindeutig, wie sie den Naturalisten und Realisten erscheinen mochte, sondern als „in einem menschheitlich großen Zusammenhange und in einer übermenschlichen Ordnung stehend“. Goethe war zwar vielfach romantisch gerichtet, bevor es die Romantiker waren, aber er war einer zusammenfassenden Anschauung nicht fähig, er blieb Fragmentist; da man anderthalb Jahrtausende organischer Menschheitsentwicklung als nicht gewesen ignorierte, blieb dem damaligen Geschlecht nur die antike Klassik, die man schlecht genug kannte. Auch die deutsche Romantik ging von der Antike

aus, aber sie sah sehr bald, daß die griechische Kultur zwiespältig blieb, daß ihr ein romantisches Bewußtsein vorausgegangen war; Friedrich Schlegel erkannte, daß die Völker aus der Mythologie ihre Kraft schöpften und entdeckte, „daß die von ihm gesuchte neue Mythologie seit achtzehnhundert Jahren schon bestehe, nämlich die katholische, die alle früheren aufgehoben und die eine wahre, vollkommene, alle Begebenheiten des Daseins umspannende universale Mythologie ein- für allemal begründet habe.“ Im Katholizismus fand Schlegel den unter der Formel der Ironie verlangten „erhöhten Standpunkt über den Dingen“, hier fand er „das gesamte Dasein, die ganze volle Wirklichkeit des Lebens, in all seinen Erscheinungen und Äußerungen bis ins kleinste in und unter die Ordnung des Unendlichen gegliedert, ohne auch nur ein Teilchen dieser Wirklichkeit unbeachtet lassen zu müssen.“ Der Klassizismus dagegen bejaht nicht das Leben, sondern verleugnet es, er ignoriert wichtigste Probleme, er ist eine Selbst- und Lebensbeschönigung, „eine Schöngesterei, auf die Freigeisterei aufgepfropft, eine Flucht, keine ehrliche Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit.“ Womöglich noch schärfer über die Klassik äußert sich Flastamp in seinem zweiten Schriftchen. Die klassischen Menschen, Verhältnisse und Formen sind nicht halb so voll Leben, so lebensganz wie die romantischer Zeiten. Den klassischen Zeiten mangelt eigentlichstes, wertvollstes, wesentlichstes Leben. Es sind Zeiten der Emanzipation von den objektivsten Werten des Lebens, Zeiten der Liberalisierung, der Preisgabe der höchsten Güter des Lebens in das Belieben eines jeden, an die persönliche und öffentliche, durch keine überlieferten Kultformen mehr gebundene, zusammengestellte Meinung, Zeiten der Beschränkung auf die bloße gegenwärtige Erfahrung, Zeiten der Verkümmernng alter, reicher Bewußtseinsinhalte der Menschheit usw. „Es fehlt in dieser flachen Ebene des Erlebens der Kampf nach der negativen

Seite mit dem Dämon und der eigentliche, der positive Kampf, mit dem das wahre Leben erst beginnt, der Kampf mit Gott: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Zwischen klassisch und romantisch besteht ein Unterschied „wie zwischen wahr und falsch“ und von einer Erhöhung des Romantischen zum Klassischen, von der Muth spricht, will Flastamp nichts wissen. Die deutsche Klassik wurzelt im neuuropäisch-liberalen Boden, sie ist innerlich brüchig, trotz ihres anderen Vorgebens; Goethes Iphigenie ist alles andere eher als eine christliche Heilige, sie ist eine „neuzeitliche, eine von Natur aus und aus eigener Natur Heilige“, „eine Verherrlichung des reinen Humanitätsgedankens, des autonomen Sittlichkeitsbegriffes des neuuropäischen Liberalismus.“ Von ihrem wahren Geiste ist die Romantik Mitte des 19. Jahrhunderts trotz der Pseudoromantik wieder zurückgedrängt worden und seither nicht mehr zu vollem Leben erwacht. Flastamp tadelt das katholische Deutschland, daß es die positiv kulturellen Leistungen der Romantik nicht in sich aufgenommen habe . . .

In der wiederholt mit urdeutschen echt romantischen Kunstbeilagen geschmückten Halbmonatschrift des Freiherrn J. E. von Grottheiß „Der Türmer“ würdigt Karl Stork „Die Pfizner-Woche“ in München (vom 12. bis 17. Juni 1917) und erörtert dabei des großen Lieddichters Stellung zu Eichendorff: Pfizner ist der Eichendorff des deutschen Liedes, nicht weil er trotz Schumann und Hugo Wolf die schönsten Vertonungen Eichendorffscher Texte geschaffen hat. Das ist vielmehr die Folge seiner Wesensgleichheit mit dem Dichter. Ein Urromantiker gleich ihm, beraubt ihn die Flucht vor der „dummen Welt mit ihrem gottverlassenen zerstreuten Hantieren“ nicht des scharfen Blickes für ihre kleinen und großen Torheiten, mit denen er gleich dem Meister des „Laugenichts“ gelegentlich ein kokettes Spiel treibt („Sonst“). Wohligh und behaglich lacht der Humor in sich hinein („Gretel“, „tragische Geschichte“), aber

die eigene Welt ist doch das große Leben der unbefleckten Natur. Das Raunen und Rauschen des Waldes, das stille Sinnen fruchtgesegneter Felder unter der warmen Sonne, das Wandern der Wolken über spiegelnden Seen erwächst zur eigenen Welt, die voll der Gesänge ist von Vögeln, einsamen Waldbhörnern und in ahnender Sehnsucht sich suchenden Menschenherzen. Und all diese Stimmen schwellen an zum feierlichen Choral oder verstummen auch in erschauernder Ehrfurcht, wenn der liebe Gott segnend seinen Garten durchschreitet. Für diese Welt hat Pfizner einen ganz besonderen rauschenden und wogenden dunklen Grundton, über dem plötzlich eine silbrige helle Linie schwingt oder — wie bei Eichendorff die kostbaren Bilder — ein leuchtender Edelstein aus dunkler Fassung aufglüht. Die Klavierstimme gibt das Ganze dieser Welt, die Singstimme gehört dem Einzelwesen, das sie erlebt. — Die Lieder sind durch ihre Innerlichkeit schwieriger als sie scheinen, und nur wenige erschließen sich dem ersten Begegnen. Sie verlangen Versenkung. Aber sie haben die Tiefe, in die man versinken kann . . .

Paul Kellers Monatsblätter „Die Bergstadt“ bedeuten von Haus aus ein romantisches Gewächs und stehen bereits im 6. Jahrgang. In Bild und Ton, Vers und Prosa will die Zeitschrift beste Volkstrost bieten. Ich greife nur einige charakteristische Beiträge aus dem Haupttext hervor, Friß Mielerts gut illustrierten Aufsatz über „Weihnachtskrippen“, Valerian Cornius' gleichfalls mit Bildern geschmückten Bericht von „Der alten Hansestadt Riga“ und vor allem Paul Kellers lebens- und naturfrohen Waldroman „Hubertus“, der demnächst in Buchform erscheinen soll.

Eine glänzende Auferstehung feiert der romantische Geist in einer ausgesprochen österreichischen Zeitschrift, dem in jeder Hinsicht hervorragend ausgestatteten, von Paul Sieberß und Alois Velké in Wien begründeten „Donauland“. Es ist zum Staunen, daß allen typographischen

und sonstigen Schwierigkeiten zum Troß eine derartige „Velhagen und Klasing's Monatshefte“ in Schatten stellende Revue ausgerechnet in Osterreich, dem man gerne Rückständigkeit nachzusagen pflegt, entstehen konnte. Ich muß mich für heute begnügen aus der Überfülle des Inhalts wenigstens ein paar Text-Titel hierherzusetzen: „Das alte Baden“ von Rudolf Hans Bartsch, „Das Eroica-Haus in Döbling“ von Hans Brecka Stifstegger, „Rudolf von Alt“ von Artur Kößler, „Lukas Rabesam“ (der „Zwölf aus der Steiermark“ anderer Teil) von Rudolf Hans Bartsch, „Die zweite Seele“ von Richard v. Kralik, „Sommerleben im alten Wien“ von Irma v. Höfer, „Porträt eines alten Osterreichers“ (Joseph Scheffer, Freund Grillparzers) von Richard Smetal, „Prag, ein Bilderbuch deutscher Geschichte“ von Paul Risch, „Alt-Prager Erinnerungen“ von Paul Leppin, „Kulturbilder aus Alt-Salzburg“ von Max Pirker, „Legende vom Ausfährigen“ von Alfred Grünwald, „Briefe von Schwind“ von Eduard v. Renner, „Der Gastwirt und Bibliograph Franz Handlinger“ von Karl Joseph Zillerhofer und „Matthias Trentsensky“ von R. v. Grünebaum (zwei Biedermeier-Typen aus dem alten Wien!), „August Wilhelm v. Schlegel und die Frauen“, ein Gedenkblatt zum 150. Geburtstag des Romantikers von Joseph Körner, „Ein leuchtendes Wunder“ (Die Schloßkapelle zu Ebreichsdorf in Niederösterreich mit ihren gotischen Glasmalereien), „Albaldert Stifter“ von Rudolf Fürst, „Ein Wiener Schwarzkünstler“ (Otto Böbler, 1847 zu Frankfurt am Main (!) geboren, seit 1874 bis zu seinem 1913 erfolgten Tod in Wien) von Max Hayek, „Burg Kreuzenstein“ von A. Karl-Rückert, „Die Festenburg“ von Ottotar Kernstock, „Die österreichische Künstlerfamilie Saar“ von Paul Wengraf, „Graz“ von Rudolf Hans Bartsch, „Der Bauer als Millionär im Burgtheater“ von Richard Smetal, „Die Rolle Korahs“ von Hermann Bahr (aus der großen Romanreihe dieses mit

Brentano geistig verwandten Österreichers) usw. usw. Kurz, wer die Deutschen von Vorarlberg bis zum Stephansturm, vom Riesengebirge bis zur Adria in ihrer ganzen Kulturweite kennenlernen will, der greife nach dem „Donauland“!

Der bewährte treue Eckart unseres Volkes, soweit die deutsche Zunge klingt, die „Zeitschrift des allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ veröffentlicht in ihrem 32. Jahrgang (Nr. 7/8) einen Aufsatz Robert Trögels „Friedrich Ludwig Zahn als Schöpfer der deutschen Turnsprache“, ferner „Verdeutschungen bei Jean Paul“ von Elisabeth Behaghel, die auf das Verhältnis der Romantik zur Linguistik neues Licht werfen.

Die Tagespresse leidet seit längerer Zeit unter dem Druck der Papiernot und der Unmenge militärischer sowie politischer Neuigkeiten an einem besonders großen Raummangel für Kulturfragen. Gleichwohl bleibt es ein Ehrentitel mehrerer deutscher Zeitungen, daß sie auch unter diesen schweren Umständen immer wieder auf dem Posten stehen, wenn es gilt, das alte große Kulturgut aus seiner Verfertigung hervorzuholen. Blätter der verschiedensten Parteirichtungen, allerdings zumeist solche mit mehr oder minder konservativem Einschlag wie die „Tägliche Rundschau“, „Post“, „Kölnische Volkszeitung“, „Augsburger Postzeitung“, „Schlesische Zeitung“, der „Tag“, „Reichsbote“, „Hannoversche Kurier“, „Regensburger Anzeiger“ u. a. haben in warmen Worten den neuen „Eichendorff-Bund“ und die Wiedergeburt der alten Romantik begrüßt, ebenso romantischen Aufsätzen ihre Spalten geöffnet. So verzeichne ich aus der „Täglichen Unterhaltungsbeilage zum Hannoverschen Kurier“ (Nr. 33380 vom 11. Oktober 1917) den Artikel „Eichendorff in der Kriegszeit“, aus dem „Fränkischen Kurier“ (Nr. 418 vom 17. August) „Vom braven Rasperl und dem schönen Annerl“, eine Säkular-Erinnerung von Ernst Martin, ferner ebendasselbst (Nr. 358 vom 16. Juli

1917) „Clemens Brentano und das Elsaß“ vom gleichen verdienstlichen Verfasser, aus der „Neuen Zürcher Zeitung“ (Nr. 1649 und 1652 vom 7. September 1917) „Justinus Kerner und die Polen“ von Adolf Reßler, ebendort (Nr. 723 vom 3. Juni 1918) „Die literarischen Vorläufer des Ferdinand Lys“ (Lys ist der Malerfreund des „Grünen Heinrichs“) von Paul Schaffner, bemerkenswert wegen der eingehenden Begründung des Einflusses von Tiecks „Franz Sternbalds Wanderungen“ auf Gottfried Kellers Bildungsroman, aus dem roten „Tag“ Nr. 133 vom 10. Juni 1917 „Neues von und über Storm“ von Eugen Lerch (als zusammenfassende Übersicht beachtenswert) und schließlich — verschiedene wertvolle Tagesarbeiten von Franz Wugl aus der „Täglichen Rundschau“ und dem „Hannoverschen Kurier“ sind vom „Wächter“ für den Wiederabdruck bestimmt worden und können daher hier übergangen werden — mehrere namhafte Aufsätze aus der literarisch vorzüglich redigierten „Rölnischen Volkszeitung“. Ich nenne da bloß die Beiträge „Parzival und der heilige Gral“ von Franz Rampers (Nr. 847 vom 28. Oktober 1917), „Die letzten Worte der Annette von Droste“ von Eduard Arens (Nr. 16 vom 6. Januar 1918), „Zu Besuch bei Eichendorffs“ (wozu das scheußliche Endungs-s?) von Heinrich Zerkaulen (Nr. 791 vom 9. Oktober 1917) und das ganz famose romantische Kriegsmärchen Zerkaulens „Besuch“ (Nr. 631 vom 14. August 1917), das am besten gleich wörtlich zitiert sei:

Eduard Mörike und Joseph von Eichendorff waren eben von einem Vorfrühlingsspaziergang nach Hause gekommen. Der protestantische Pfarrherr und der feurige Katholik der Romantik trafen sich täglich im Himmel. Überhaupt hatte der Herrgott seine Lieblingsgilbe der Dichter mit allen Paritätsansichten ausgestattet.

Ein Schälchen Kaffee wollte man noch zusammen trinken

in Mörikes Turmzimmer mit den Buchenscheiben. Zudem war heute morgen eine prächtige Sendung neuer Lyrik angekommen. Als Mörike gerade seine goldene Brille putzte, kam feldgrauer Besuch. Frisch von Flandern her. „Sieht aus wie ein Dichter“, brummte Petrus an der Himnelpforte. Er verstand nichts von Literatur und wies ihn kurzer Hand an Mörike.

Der junge Feldgraue schlug die Haden zusammen vor dem Leutnant in der Ecke. Aber ein ganz unmilitärisches Leuchten ging über sein Gesicht, da der kurz und freundlich sich vorstellte: „O, bitte, bitte! Eichendorff!“ Die himmlische Hofbuchhandlung hielt sämtliche Neuerscheinungen auf Lager. Beide alte Herren kannten den Jungen bereits dem Namen nach, und so war man nach der dritten Tasse ganz auf dem Laufenden. Eigentlich redete der Feldgraue nicht viel, er sah mehr nach den schönen Büchern auf den langen Wandregalen hin. Bis Mörike in seiner lebenswürdigen Art anfang, eines seiner Gedichte herzusagen:

Mit Silberhänden malt der Mond

Den Traum von einem stillen Haus . . .

fuhr er ohne jede Ehrfurcht polternd dazwischen: „Ach was! Silberhände — es gibt keine Silberhände mehr in Deutschland. Das ist ja Blech, so ein Gedicht jetzt!“

Der Leutnant von Eichendorff räusperte sich ein wenig, und Mörike rückte überrascht die goldene Brille höher hinauf.

„Verzeihung, die Herren, und in aller Verehrung. Aber wir haben unsere ganze liebe Lyrik unten in Deutschland auf den Speicher gestellt. Bis nach dem Krieg. Wir haben keine Zeit mehr zu Stimmungen. Wir arbeiten!“

„Prächtig — großartig — Mensch, ich duze Sie sofort!“ Knarrend war die Tür aufgeflogen und frisch, stramm, breit stand mitten unter ihnen der Hauptmann Detlev Freiherr von Liliencron.

Der Feldgraue war rot geworden bis unter die Nasenspitze, vergaß Gruß und stramme Haltung. Und nun flog es hin und her: Kriegsanleihe, U-Bootkrieg, Bahnschaffnerinnen in richtigen, kurzen Männerhosen („Großartig — ganz großartig!“ brüllte Liliencron), Granatendreherinnen . . .

Stumm und still war es mit einemmal in Mörikes rosenumrankter Dichterstube. Granatendreherinnen! Ungehobelt, barbarisch war dieses Wort in all die lyrische Heimlichkeit gefallen. Deutschland, das liebe verträumte Deutschland mit seinen alten, schnurrigen Nachtwächtern, mit seinem blonden, schiefen Mondschein, mit seinen roten spitzen Siebeldächern, mit den abertausend Rosenhecken, über die sich Hans und Grete verstoßen küssen in schummriger Nacht (und irgendwo klettert ein Bauernhund dazu), Deutschland mit seinen Harmonikas, mit seinen drallen Bauernburschen, seinen Flieder- und Holunderbüschen — in Deutschland gab es Granatendreherinnen!

Das Wort, das klang wie Zähneknirschen und Siegestrog. Und dann erzählte der Feldgraue vom nüchternen Deutschland. Wo geschimpft, wo aber um so verbissener ausgehalten werde jetzt. Erzählte, bis es Liliencron nicht mehr auf dem Stuhle hielt. Bis er auf und ab lief und jedesmal in der Ecke, wenn die anderen nicht hinsahen, heimlich an seinem Degen herumprobierte. Bis der Joseph von Eichendorff kerzengrad und steil in seiner starrenden Leutnantsuniform aufrecht saß, ohne sich zu mühen. Bis Mörike ganz bescheiden und doch immerzu mit seinen gütigen Augen Beifall nickte.

Bis es ganz still war unter ihnen.

Da öffnete Eichendorff hochatmend das Fenster. Von drüben, wo die Musiker wohnten, klang Schuberts Abendlied zur Geige. Und ferne zog Sanct Martin durch den Himmel. Dreimal tutete er an jeder Straßenecke.

An seinem langen Spieß baumelte der zitronengelbe Mond. Nur Liliencron schluchzte wie ein Kind, schüttelte sich dann und betete über seinen Degen, daß es wie ein donnerndes Regimentskommando klang:

Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infanteriesignal zum Avancieren!
Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schreien! Drauf!
Es sprang mein Degen zischend aus dem Satter!

Da blitzten die Sterne hinunter auf Flandern, bis weit in die Karpathen, bis auf die hohe See, bis hinten, wo Amerika anfängt. Und aus ihren goldenen Händen fiel es wie Segen und Gewißheit.

Mit diesem Märchen Zerkaulens betreten wir wieder den Boden der reinen Poesie, den wir im Zeitungspark verlassen haben. Zwei belletristische Almanache, ein wenig auch wissenschaftliches Gepäck führend, bilden den Beschluß unserer Jahresrundschau.

Es sind dies „Das Bodenseebuch“ und der von Werner Meißner herausgegebene „Almanach der Freiburger Rhenanen auf das Jahr 1918“, geschmückt mit reizenden Bierstücken und Gedichten von Eichendorff, Uhland, Mörike, Scheffel, Falke u. a.

„Das Bodenseebuch 1918“, seit fünf Jahren ein lieber Bekannter, segelt gleichfalls in einem gut romantischen Fahrwasser. Es will der Heimatliebe ein trauter Führer sein. In diesem Sinn liest man Beiträge wie G. Hägermanns „Aus unveröffentlichten Briefen Uhlands und Kerners“, W. Oesterings „Die Bibliothek der Reichenau“, N. Maurers „Brüder Klaus von Flüe“ mit doppeltem Bedacht, freut sich über die stimmungsvollen schwäbischen Nachfahren der guten alten Zeit, die unter uns wandeln, und betrachtet gedankenfroh die kräftig einfachen Bilder, die von der bodenständigen Art des alemannischen Stammes ein ebenso wahres wie schönes Zeugnis geben.

Nach Redaktionsschluß ist Ende Juli 1918 noch das wie immer schöne „Jahrbuch Deutscher Bibliophilen“ für 1918 (Deutscher Bibliophilen-Kalender VI. Jahrgang), herausgegeben von Hans Feigl, eingelaufen. Er enthält eine Reihe wertvoller Beiträge, darunter „E. Th. A. Hoffmann als Bücherfreund“ von Max Pirker, den Schluß des Artikels „Theodor Storm als Bibliophile“ von Max Rirmße, „Der alte und der neue Bahr“ von Richard v. Kralik und die „Jahresrundschau“ von Hans Feigl.

+

- Almanach der Freiburger Rhenanen auf das Jahr 1918.** Herausgegeben von Werner Meißner. Frankfurt am Main, Englert u. Schloffer (ohne Seitenzählung!)
- Anderse n,** Christian, Märchen. Eine Auswahl mit Eherenbildern von H. von Gumpenberg. Dachau, Der gelbe Verlag. 209 S.
- Baum b a c h,** Rudolf, Zlatorog. Eine Alpenfage. 93. bis 95. Tausend. Stuttgart, J. G. Cotta. 99 S. geb. *M.* 3.—
- Ben a v e n t e,** Jacinto, Der tugendhafte Glücksritter. Ein Maskenspiel. Übersetzt von Albert Haas und Enrique Dominguez Robino. 2. Aufl. München, Georg Müller. 134 S. geb. *M.* 2.50
- Berg s t a d t.** Monatsblätter herausgegeben von Paul Keller. Breslau, Bergstadt-Verlag W. G. Korn. 5. Jahrgang. geb. *M.* 16.
- Beringer,** J. A., Thoma, Der Malerpoet. München, Delphin-Verlag. 24 S. kart. *M.* —.80
- Biese,** Alfred, Theodor Storms Leben und Werke. Leipzig, Hesse u. Weyer. 156 S. geb. *M.* 1.50
- Bodenseebuch 1918.** Ein Buch für Land und Leute (fünfter Jahrgang). Konstanz, Reuß u. Jtta. 176 S. geb. *M.* 2.50
- Bonwetsch,** S. Nathanael, Gotthilf Heinrich Schubert in seinen Briefen. Ein Lebensbild. XXIV und 480 S.
- Buchholz,** Arend, Bilder aus baltischer Vergangenheit (Die baltischen Provinzen Bd. 6). Charlottenburg, Felix Lehmann. X u. 178 S. geb. *M.* 3.—
- Buchwald,** Reinhard, Die Wissenschaft vom deutschen Nationalcharakter. Jena, Eugen Diederichs. 60 S. geb. *M.* 1.60
- Bücherwelt,** Zeitschrift für Literatur und Volksbüchereien. Herausgegeben vom Borromäus-Verein. 15. Jahrgang. Köln, J. P. Bachem. Geb. *M.* 4.—
- Brühl,** Heinrich, Flämische Lieberdichtung alter und neuer Zeit. Eine Auswahl in deutschen Nachbildungen. Herausgegeben von der deutsch-flämischen Gesellschaft. M.-Glabbach, Volksvereins-Verlag. 245 S. geb. *M.* 4.80
- Consciencia,** Hendrik, Flämisches Volksleben. Novellen und Erzählungen. Aus dem Flämischen übersetzt von Otto von Schaching (Consciencias Werke 3. Bd.). Regensburg u. Rom. 467 S. geb. *M.* 4.50
- Constant,** Benjamin, Adolphe. Aus dem Französischen von Otto Hauser. (Aus fremden Gärten 51/52.) Weimar, Alexander Dunder. 94 S. geb. *M.* 1.20
- Dene m y,** Gottfried, Ein Märchenbuch für die Großen. Innsbruck, Tyrolia. 155 S. Geb. *M.* 2.50

- D e u t s c h e R u n d s c h a u.** Monatschrift. 44. Jahrgang. Berlin,
 Gebrüder Paetel. geb. M. 30.—
- D o n a u l a n d.** Illustrierte Monatschrift. Begründet von Paul
 Sieberk und Alois Velké. 2. Jahrgang. Wien III., J. Koller u.
 Co. geb. K. 30.—
- E i c h e n d o r f f,** Josef Freiherr von, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. Mit Scherenschnitten von Alfred Hon. Berlin-
 Charlottenburg, Axel Junder. 173 S. geb. M. 3.50
- E i c h e n d o r f f,** Joseph von, Aus dem Leben eines Taugenichts.
 Mit Doppeltitel von Emil Preetorius. Leipzig, Insel-Verlag.
 96 S. geb. M. —.80
- E i g e n b r o d t,** Wolrab, Aus der schönen weiten Welt. Liebchen
 und Verse für unsere Kleinen. Mit Bildern und Buchschmud von
 Hans von Voltmann. Vierte Auflage. Leipzig, R. Voigtländer.
 46 S. geb. M. 1.80
- E u l e r,** Otto, Dantes göttliche Komödie. Nach ihrem wesentlichen
 Inhalte dargestellt. M.-Gladbach, Volks-Vereins-Verlag. 196 S.
 geb. M. 2.80
- F e i g l,** Hans, Jahrbuch Deutscher Bibliophilen für 1918, Wien I,
 M. Perles. 197 S.
- F l a s t a m p,** Christoph, Von der Freiheit der Kinder Gottes.
 Warendorf in Westfalen, J. Schnell. 92 S. geb. M. 2.—
- F r a n k e,** Willibald, Ludwig Richters Zeichnungen. Leipzig u.
 Berlin, Grethlein u. Co. 112 S. geb. M. 3.60
- F r a n k e,** Willibald, Albrecht Dürers Zeichnungen. Leipzig u. Berlin,
 Grethlein u. Co. 112 S. geb. M. 5.20
- F ü r s t,** Max, König Ludwig I. von Bayern und seine Bauwerke.
 Mit 116 Abbildungen (Die Kunst dem Volke Nr. 33/34). München,
 Allg. Vereinigung für Christliche Kunst. 72 S. geb. M. 2.20
- S i l l h o f f,** Johannes, Fürn Jakob Swehn, der Amerikafahrer.
 Berlin, Tägliche Rundschau. 295 S. geb. M. 4.—
- S o y e r t,** Georg und Konrad W o l t e r, Vlämische Sagen, Legenden
 und Volksmärchen. Mit 16 alten Ansichten. (Deutscher Sagen-
 schatz, herausgegeben von Paul Jaunert 1. Bd.) Jena, Eugen
 Diederichs VIII u. 214 S. geb. M. 4.50
- S t r a l.** Literarische Monatschrift. Geleitet von Franz Eichert und
 Johannes Eckardt. 12. Jahrgang. Innsbruck, Tyrolia. geb. M. 8.—
- S t r u h n,** Erwin, Im Strom. Erzählung. München, Parcus u. Co.
 160 S. geb. M. 3.—
- S t a a s,** Rudolf, Verirrte Liebe. Erzählungen. Leipzig, L. Staack-
 mann. 292 S. geb. M. 5.—

- H a k f e l d**, Johannes, Landarabei, ein Buch deutscher Lieder mit
 ihren Weisen aus acht Jahrhunderten. Ausgabe ohne Noten. M.-
 Glabbach, Volksvereins-Verlag. 248 S.
- H e i d e n s t a m**, Werner von, Kampf und Tod Karls des Zwölften.
 (Langens Markbücher Band 21.) Umschlagzeichnung von Wilhelm
 Schulz. München, Albert Langen. 123 S. geb. *M.* 1.—
- H e l d e n s t a m**, Werner von, Der Wald rauscht. Erzählungen und
 Sagen. Übersetzung von Emilie Stein. Umschlagzeichnung von
 Wilhelm Schulz. München, Albert Langen. 187 S. geb. *M.* 2.50
- H e i d e n s t a m**, Werner von, Die Schweden und ihre Häuptlinge.
 Ein Buch für Junge und Alte, übersetzt von Pauline Kläiber. Mün-
 chen, Albert Langen. 2 Bde. 285 und 441 S. geb. *M.* 8.—
- H e r b e r t**, M., O Stern und Blume, Geist und Kleid. Verse. Re-
 gensburg, Verlagsanstalt Manz 141 S.
- H e s s e l**, Karl, Altdeutsche Frauennamen. Bonn, A. Marcus u.
 E. Weber (Albert Ahn). 40 S. geb. *M.* 1.—
- H e s s e l b a c h e r** Karl, Die Kirchnerin. Erzählung. Heilbronn,
 Eugen Salzer. 207 S. geb. *M.* 1.80
- H o c h w a c h t**. Monatschrift zur Wahrung und Pflege deutscher
 Geisteskultur. Herausgegeben von Karl Brunner. 7. Jahrgang.
 Berlin-Lichterfelde, Hochwacht-Verlag, Wilhelmstr. 16. geb. *M.* 5.—
- H o d s**, M. D., Tennysons Einfluß auf Fr. W. Weber. Münster in
 Westfalen, Franz Coppentrath. 54 S.
- H o f e r**, Fridolin, Dabeim. Neue Gedichte. Luzern, Eugen Haag.
 76 S.
- H o l z a b e t**, Johann Wolfgang, und Albalbert W i n t e r, Sagen
 und geschichtliche Erzählungen der Stadt Wien. 6. Auflage. Wien,
 Karl Graeser u. Co. 176 S.
- H u p p e r t z**, Andreas, Der Kölner Dom. Mit 81 Abbildungen. (Die
 Kunst dem Volke Nr. 31.) München, Allg. Vereinigung für christ-
 liche Kunst. 40 S. geb. *M.* 1.—
- J a k u b c z y k**, Karl, Der deutsche Eichendorff. (Der Weltkrieg 78. Heft.)
 M.-Glabbach, Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. geb. *M.* —.25
- J a n s e n**, Werner, Das Buch Treue. Nibelungenroman. Hamburg,
 Alfred Janssen. 347 S.
- J e r v e n**, Walter, Alte Kalendergeschichten. 11. bis 20. Tausend.
 Konstanz, Reuß u. Jtta. 91 u. 74 S. geb. *M.* —.70
- J ö b e**, Friedrich, Robert Rothe und das deutsche Volkslied. Magdeburg,
 Heinrichshofen. 75 S. 2 Bde. je geb. *M.* 1.50
- J u g e n d**, illustrierte Wochenschrift. München, G. Hirth.
 geb. *M.* 30.—

- Kallenberg-Schmih, L.**, Aus dem Briefwechsel des Magus im Norden: Johann Georg Hamann an Franz Kaspar Bucholz (1784—1788). Münster in Westfalen, Franz Coppenrath. 184 S.
- Riesgen, Laurentz**, Der Märchenvogel. Freiburg im Breisgau. Herder. 186 S. geb. *M.* 4.5,
- Rnies, Richard**, Die feierliche Zelle, Sonette. Saarlouis, HauseOh. 108 S. geb. *M.* 1.50
- Roch, Ernst**, Prinz Rosa-Stramin. Mit einem Nachwort herausgegeben von Raimund Steinert. Mit vier Federzeichnungen von Hans A. Müller. (Der Liebhaber-Bibliothek neunter Band.) Weimar, Gustav Kiepenheuer. 199 S. geb. *M.* 2.—
- Ronen, Raoul**, Thomas Bedet, Primas von England. Trauerspiel 2. u. 3. Tausend. Warendorf, Franz Wulf. 136 S. geb. *M.* 1.80
- Ronen, Raoul**, Flavius Stillcho. Tragödie. Warendorf, Franz Wulf. 222 S. geb. *M.* 3.—
- Ronen, Raoul**, Konradin. Ein Trauerspiel. Bonn, Albert Ahn. 272 S. Geb. *M.* 6.60
- Rolbeneyer, E. G.**, Die Kindheit des Paracelsus. Roman. München, Georg Müller. 375 S. geb. *M.* 5.—
- Kreitmaier, Josef**, Edward von Steinle (Die Kunst dem Volke Nr. 30). Mit 66 Abbildungen. München (Karlstraße 33) Allg. Vereinigung für christliche Kunst. 40 S. geb. *M.* 1.—
- Leonhard, St.**, Polenlieder deutscher Dichter. Gesammelt und herausgegeben. Krakau, Zentral-Verlagsbüro des Polnischen Obersten Nationalkomitees. Zwei Bände. VI u. 326, XVI u. 407 S.
- Linnebach, Karl**, Karl und Marie von Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Berlin, Martin Warned. 500 S. geb. *M.* 7.—
- Lillensein, Heinrich**, Hildebrand. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta. geb. *M.* 3.50
- Lewis of Menar, August** von, Märchen und Sagen (Die Baltischen Provinzen 5. Bd.). Charlottenburg, Felix Lehmann. VIII u. 171 S. geb. *M.* 3.—
- Lohse, Emil**, Schwarzkünste eines Feldgrauen. Schattensisse. Dresden, Holze u. Pahl. 16 Blätter in Mappe. kart. *M.* 1.50
- Mayer, Aug. L.**, Grünwald, der Romantiker des Schmerzes. München, Delphin-Verlag. 24 S. geb. *M.* —.80
- Mérimée, Prosper**, Ausgewählte Novellen. Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Richard Schalkal. Zweiter Band. XX u. 258 S. München, Georg Müller.

- M o h r, Heinrich, Die Rache des Herrn Ulrich und andere Geschichtlein. Freiburg im Breisgau, Herder. IV u. 90 S. geb. M. 1.20
- M o h r, Heinrich, Deutsche Volksbücher. Freiburg im Breisgau, Herder. I. Bändchen: Historie von der unschuldigen, bedrängten heiligen Pfalzgräfin Genovefa (74 S.). II. Bändchen: Geschichte des ewigen Juden und Geschichte des Doktor Faustus (74 S.). III. Bändchen: Der arme Heinrich und Historie von der wunderlichen Geduld der Gräfin Griseldis (76 S.). Jedes Bändchen steif broschiert M. 1.20
- N i e d e r d r ä n g, Karl, Das Verhältnis der westfälischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts zum Volkslied. Münster in Westfalen, Westfälische Vereinsdruckerei. 137 S.
- P e t e r s, Maria, Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 182 S. geb. M. 4.—
- Q u e h l, Friedrich, Briefe von Friedrich Ludwig Jahn. Leipzig u. Hamburg, Erich Matthes. Band 1. 182 S.
- R e i t h, Wigbert, Fürs deutsche Herz. Kriegsgebichte. M.-Glabbach, B. Kühlen. 100 S. geb. M. 1.50
- R h e i n, Franz, Zehn Jahre „Historisch-politische Blätter“ (1838 bis 1848). Inaugural-Dissertation. Obercaffel, Ed. Heeg. 79 S.
- R i c h t e r, Ludwig, Zeichnungen. Mit einer Einleitung, herausgegeben von Willibald Franke (Comenius-Bücher 1. Bd.). Leipzig u. Berlin, Grethlein. 112 S. geb. M. 3.60
- R i e s c h, Helene, Die heilige Hildegard von Bingen (Aus der Sammlung „Frauenbilder“). Mit zwei Bildern. Freiburg im Breisgau, Herder. VI u. 160 S. geb. M. 2.60
- S c h ä f f, Heinrich, Eine Balkanfahrt. 2 Bde. Konstanz, Reuß u. Jtta. 167 S. geb. M. 1.40
- S c h a u k a l, Richard, Heimat. Mit einer Radlerung von Joh. Wolfgang Schaukal. Wien und Prag, K. k. Schulbücherverlag. 60 S. geb. M. 1.50
- S c h ö n h e r r, Karl, Das Königreich. Volksmärchen. (Neu bearbeitet). Leipzig, L. Staackmann. 150 S. geb. M. 2.50
- S c h i p p e r s, Albalbert, Maria-Laach; Benediktinisches Klosterleben alter und neuer Zeit. Düsseldorf, L. Schwann. 89 S.
- S e e b u r g, Franz von, Die Hexenrichter von Würzburg. Historische Novelle. Regensburg, Friedrich Pustet. 287 S. geb. M. 2.80
- S i e n k i e w i c z, Henryk, Die Legionen. Roman. Übersetzt und eingeleitet von A. v. Güttry. München, Georg Müller. XXV u. 304 S. geb. M. 4.50
- S i m p l i z i s s i m u s. Kriegsbände. Jeder Band gegen 700 Seiten stark. München, Simplizissimus-Verlag. geb. je M. 10.—

- S o z i a l e K u l t u r.** Der Zeitschrift Arbeiterwohl und der Christlich-sozialen Blätter neue Folge. Herausgegeben durch Wilhelm Hohn. 38. Jahrgang. M.-Glabbach, Volksvereins-Verlag. geh. *M.* 6.—
- S t e i n h a u s e n,** Heinrich, Ausklang. Gedichte. München, Georg D. W. Callwey. 106 S. geh. *M.* 3.—
- S t i m m e n d e r Z e i t.** Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. 48. Jahrgang. Freiburg im Breisgau, Herder. geh. *M.* 16.—
- S t o r m,** Theodor, Briefe an seine Freunde H. Brintmann und W. Petersen. Herausgegeben von G. Storm. Braunschweig, G. Westermann. XII u. 226 S.
- T h o m a,** Hans, Zauberwald. Nebst Gedichten von Franzes G r u n. Frankfurt a. M., Wüsten u. Co. 115 S. kart. *M.* 5.—
- T ü r m e r.** Kriegsausgabe (19. Jahrgang). Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. geh. *M.* 20.—
- V i l l i e r s d e l'Isle Adam,** Das zweite Gesicht und andere Novellen. Deutsch von Maria Ewers aus in Weerth. München u. Leipzig, Georg Müller. 339 S.
- W a l z e l,** Oskar, Deutsche Romantik. 1. Welt- und Kunstanschauung. 2. Die Dichtung. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 232 und 233.) 4. Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. geb. je *M.* 1.50
- W a h l i t,** Hans, O Böhmen. Roman. Leipzig, L. Staackmann. 325 S. geb. *M.* 6.—
- W e b e r,** Friedrich Wilhelm, Dreizehnlinden. Mit Erläuterungen des Verfassers. Billige Volksausgabe. Mit Bildnis. 141. bis 155. Tausend. Paderborn, F. Schöningh. 264 S. geb. *M.* 2.50
- W e b e r,** Friedrich Wilhelm, Soliath. Billige Ausgabe. 6. bis 15. Tausend. Paderborn, F. Schöningh. geb. *M.* 1.25
- W e i c h a r d t,** Walter, Ludwig-Richter-Büchlein. Etwa 50 der schönsten Holzschnitte des Meisters. Mit Volksliedern und volkstümlichen Gedichten. Dachau, Einhorn-Verlag. 58 S. geb. *M.* 1.25
- W i l m s,** Hieronymus, Aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Mit zehn Bildern. 2. u. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder. XV u. 284 S.
- W o l f f,** Räte, Es war einmal. Sechs Schattenbilder. Lübeck, Ludwig Möller. In Mappe *M.* 8.—
- W o l f f,** Räte, Kleine Schatten. Zwölf Silhouetten. Lübeck, Ludwig Möller.
- Z e i t s c h r i f t d e s A l l g e m e i n e n D e u t s c h e n S p r a c h v e r e i n s.** Begründet von Hermann Kiegel, herausgegeben von Oskar Streicher. 32 Jahrgang. Berlin, Georg Siemens. geh. *M.* 3.—

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Behn Jahre Eichendorff-Kalender	5
Das Erkenntnisziel der Dichtkunst. Nach den Anschauungen Friedrich Schlegels in seiner frühromantischen Zeit. Von Richard Volpers	10
Kokoto. Von Paul Thun	40
Heinrich von Kleist im Harz. Von Friedrich Demmert	41
Rebel. Von Ernst Ludwig Schellenberg	48
Der Wanderer. Aus der Dichtung „Die Aßen“. Von Hans Freiherrn von Hammerstein	49
Aufzeichnungen Eichendorffs aus dem Jahre 1915	55
Der Fahrende. Von Alfred Wolff	57
Eichendorff und sein Schulfreund Joseph Christian von Bedlis. Von Ewald Reinhard	58
Frühling. Von Ewald Reinhard	60
St. Wendelein. Von Oswald Menghin	61
Wer ist „Hans auf der Wallfahrt“? Von Eduard Arens	62
Gedichte. Von Felix Franz Hornstein	76
Im Park. Von Paul Thun	80
Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn. Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff. Achte Lese	81
Der Tanz des Erlebens. Von Karl Norbert Krafel	95
Die Windmühle. Von Ernst Ludwig Schellenberg	97
Gedanken aus Eichendorffs Schriften. Gesammelt von Elias Jolkiewer. Dritte und letzte Lese	98
Mondnacht. Von Alfred Wolff	114
Der Silberfalter. Ein Märchen von Hans Gäsgen	115
Fräulein Doktor. Ein Gedenkblatt für Marie Speyer von Annie Herzog	117
Abendruhe. Von Eugen Reuberger	123
Romantische Jahresrundschau. (Abgeschlossen Ende Juni 1918.) Vom Herausgeber	124



Eichendorff-Lieder

für
Gitarre
von
Franz Xaver Rembold.

1. Bei dem angenehmsten Wetter.

grüßsam.

1. Bei dem angenehmsten Wetter singen alle Vögelchen, klappt der
2. Ein ich mit vom Thierchen, sein der Mund will nicht verstummen, glockt sich

1. Regen auf die Blätter, sing ich so für mich allein: }
2. Ein ich mit vom Thierchen, sein der Mund will nicht verstummen, glockt sich }

2. Der Prager Studenten Wanderschaft.

5/18.

1. Hier fückst du mich lauten die Vögelchen allgemal; wie! Nächstes

stimmig sprechen die Götter im Morgenstraß. Und sind die Götter Mä-

chten, zum Vor finaal ab geht: auf ihren Instrumenten zu

compositor.
 schlafen zum Walde: Ach in die Länge mit Worten, } El habeat bonum
 O sag, wie ich zeich in die Worte! }

pacem qui sedet post fornacem!

3 Vor der Stadt.

Orgelbeg.

1. Zwei Musikanten gehen durch den Wald und singen
2. Die Musikanten gehen durch den Wald und singen.

1. Ferner, der eine ist ein alter Mann, der andere ein junges.
2. Singen: Ob nicht ein Pfaffenbrüder ist am Fenster sich wohl zu sehen

4. Der wandernde Musikant.

1. Wenn die Sonne erbleich pfirsich rot in Halbfeld

The first system of music consists of two staves. The upper staff is a treble clef with a key signature of one flat (B-flat) and a 2/4 time signature. It contains a melody of eighth and quarter notes. The lower staff is a bass clef with a chordal accompaniment of quarter notes. The lyrics '1. Wenn die Sonne erbleich pfirsich rot in Halbfeld' are written between the staves.

schon nicht blau, ging ich mit der Mandoline hing die

The second system of music consists of two staves. The upper staff continues the melody from the first system. The lower staff continues the chordal accompaniment. The lyrics 'schon nicht blau, ging ich mit der Mandoline hing die' are written between the staves.

überhängte aus.

The third system of music consists of two staves. The upper staff concludes the melody with a double bar line. The lower staff concludes the accompaniment with a double bar line. The lyrics 'überhängte aus.' are written between the staves.

BAD WILDUNGEN

**Spezialbad I. Ranges
bei Leiden der Harnorgane.**

Heilmittel:

Die Wildunger Helenen-Quelle

ist besonders angezeigt

bei Nierengries, Gicht, Nieren- und Blasenstein;
bei chronischen Nierenentzündungen;
bei Nierenbeckenkatarrhen;
bei Zuckerkrankheit;
für werdende Mütter und Kinder in der Entwicklung für
den Knochenbau.

Die Wildunger Georg-Viktor-Quelle

ist besonders angezeigt

bei chronischem Blasenkatarrh;
bei Schwächezuständen der Blase;
bei Schleimflüssen der Vorsteherdrüse und Harnröhre;
bei Frauenleiden.

Besuch 1917: 10410 Personen.

Die Wildunger Helenen-Quelle und Georg-Viktor-Quelle eignen sich vorzüglich zur Haustrinkkur.

Versand 1917: 1 1/2 Millionen Flaschen.

**Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A.-G.,
Bad Wildungen.**

Frohe Stunden

können Sie sich jede Woche bereiten durch regelmäßiges Lesen der

Münchener „Jugend“

Farbenprächtige Wiedergaben der Werke zeitgenössischer Künstler, vortreffliche literarische Beiträge und in der aktuellen Beilage eine Beleuchtung der politischen Vorgänge sind die Hauptvorzüge dieser weltbekannten Zeitschrift.

Vierteljahrespreis : M. 7.50

Bezug durch die Feldpost : M. 8.—

In starker Rolle unmittelbar vom Verlag : M. 9.50

Probeflände (5 ält. Nummern in Umschlag enthaltend) M. 1.50

Einzelne Nummer : 20 Pfg.

Alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen,
sowie der Verlag nehmen Bestellungen an.

Verlag der „Jugend“, München, Lessingstr. 1

Die Bücherei der MÜNCHNER „JUGEND“

bringt in kleinen handlichen und vornehm gebund. Bänden vortreffliche Erzähl. aus der Feder zeitgenöss. Schriftsteller.

Bis jetzt liegen 4 Bände vor:

1. Band: Ernste und heitere Erzählungen.
2. Band: Bunte Skizzen.
3. Band: Phantastische Geschichten.
4. Band: Süddeutsche Geschichten.

Jeder Band enthält mindestens 8 verschiedene Erzählungen. Die Sammlung wird zwanglos fortgesetzt. Vortreffliches Gelegenheitsgeschenk! Wertvolle Reiselektüre!

Preis des Bandes: Mark 1.50.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder zuzüglich
20 Pfennig Porto auch unmittelbar vom Verlag.

Verlag der „Jugend“, München.

In meinem Verlag erscheinen:

Münchener Silhouetten

nach dem Leben von Alex Braun

Blätter zu Münchens Kunst- und Kulturgeschichte

Mit 40 bisher meist unveröffentlichten Bildern nach Franz von Lenbach, F. A. von Kaulbach, Wilhelm Leibl, Franz von Stuck, Gabriel von Seidl, Franz von Defregger, Gabriel von Max u. v. a.

In Original-Einband nach Professor Otto Hupp etwa Mk. 20.—

In den „Münchener Silhouetten“ veröffentlicht Alex Braun eine Reihe ihrer besten Schilderungen von Persönlichkeiten der Münchener Kunst-, Literatur- und Theaterwelt. Ludwig von Hagn, Franz von Lenbach und Rudolf von Seitz, Adolf Stäbli, Wilh. von Diez, Ferd. von Müller, Martin Greif, Ernst von Posart, Eugen Sura, Clara Ziegler und Carl Häufiger und viele andere werden darin aus intimster Kenntnis ihres persönlichen und künstlerischen Charakters in einer Weise geschildert, wie nur die gemüthvolle und febergewandte Verfasserin es vermag. Was sie hier in Buchform gibt, bietet dem Kundigen liebe Erinnerungen, dem Außenstehenden aber die allerbeste Einführung in das rechte Münchener Kunstleben.

Die Spitzweg-Mappe

Eine Sammlung von etwa 150 Spitzwegbildern in handaquarellirten Nachbildungen von Annette von Eckardt. Mit einem Begleitwort von Museumsdirektor Dr. Edwin Redslob-Erfurt.

Die Sammlung erscheint in 12 Mappen mit je 12 Bildern und kostet komplett Mk. 2400.—

Preis der in sich abgeschlossenen Einzelmappe Mk. 225.—

Bisher sind 6 Mappen erschienen

Aus einem Schreiben des Museums-Direktors Dr. C. Koetschau in Düsseldorf über „Die Spitzweg-Mappe“ an die Aquarellistin: „Es ist mir von höchstem Wert, mich den glücklichen Besitzer der Mappen nennen zu dürfen, weil ich die Leistung als solche hoch einschätze. Denn es ist Ihnen vortrefflich gelungen, den künstlerischen Geist von Spitzweg getreu in Ihre Blätter zu übertragen. Das aber ist das Höchste, was man verlangen kann. Sie befinden sich in der gleichen Rolle wie der Übersetzer eines literarischen Werkes. Er ist kein guter Übersetzer des fremden Wortes, wenn er Wort für Wort mit peinlicher Genauigkeit überträgt; er ist es vielmehr nur, wenn er dem Sinn die Treue hält und nur das Wort als Mittel ansieht, ihn deutlich zu machen. Das ist die wahre und die höchste Treue. Schlegel hat es z. B. bei Shakespeare gekonnt, Annette von Eckardt kann es bei Spitzweg. In Spitzweg verlieben sich alle „ewigen Hochzeiter“ (Idealisten) ohne weiteres und gerade Sie müßten deshalb auch seine Interpretin werden: Ihre Bilder sind Geist von seinem Geist und Fleisch von seinem Fleisch“.

Georg W. Dietrich / Hofverleger / München E 2

Gießener Pädagogium

Höhere Privatschule für alle Schularten. Septa—Oberprima.

Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.

Schülerheim in etwa 25 000 qm großem Park. **Gute Verpflegung.**

Charakterbildung durch Arbeit und Pflichten. — Musik, Sport.

Drucksachen durch **Dr. Brodemann, Gießen a. D. S., Wilhelmstr. 16.** — Nähe Universität.

Zwischen Himmel und Erde

gehen Dinge vor sich, von denen wir wenig Ahnung haben. Das Werk von Prof. Plafmann, Dohle, Reichgauer und Waagen u. d. Titel

Himmel und Erde

gibt uns Aufschluß darüber. Das prachtvolle Werk in 2 schönen soliden Halblederbänden gebunden mit 215 Textabbildungen und 115 Tafelbildern und Beilagen kostet Mk. 55.— statt Mk. 45.—. Auch in drei Ratenzahlungen. Fehlerfreie wenige Gelegenheits-E Exemplare stehen zur Verfügung. **Buchhandlung, Heinrich J. Conski, Köln, Barbarossaplatz 7**

Ärztlich empfohlen!

Glänzend begutachtet!

Bei Herz-, Nervenleiden, Rheuma, Schwächezuständen

**Sauerstoff-
Bäder „Sasto“**
(farblos)

**Kohlensäure-
Bäder**
(wasserhell)

(Keine teure Blei-
einlage nötig, wie
bei vielen
and. Systemen)

helfen Dr. Majert's

Bäder

für d. Hausgebrauch

**Fluoreszier.
Fichtennadel-
Bade-
Extrakt**

(verfärbt weder
Badewanne
noch
Badewäsche)

Verlangen Sie Drucksachen und Vorzugsangebot kostenlos!

Chem. u. Pharmac. Werke G. m. B. Berlin-Grünau

Für 20 Pfg.

wöchentlich bringt

„Die Welt-Literatur“

die besten

Romane u. Novellen.

Sie ist die unterhaltendste und billigste

Haus-Bibliothek

die in keiner Familie fehlen sollte.

Vierteiljährlich (13 Nummern) 2.50 Mf.

Vierteiljährlich Feldpost (13 Nummern) 2.95 Mf.

Probe-Nummer kostenlos!

Verlag: „Die Welt-Literatur“ München 2

Die Zeitschrift der gebildeten Katholiken!

Wer gut unterrichtet sein will auf dem Gebiete der Politik und Kultur, wer zusammenhängend einen Überblick über die Lage der Dinge haben will, der greife zur

Allgemeinen Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur.
Begründer: Dr. Armin Kausen.

Wer sich beklagt, den ungeheuren Stoff in den Zeitungen nicht bewältigen zu können, der tut gut, diese Wochenschrift zu studieren, die Tatsachen bringt, ohne zu viel Brei herum". (Liter. Handweiser.) — „Die deutschen Katholiken besitzen an ihr ein Zentralorgan, in welchem politische, kulturelle, soziale und religiöse Tagesfragen wie in einem Brennpunkt zusammenlaufen, und zu aktuellen Fragen alsbald Stellung genommen wird." (Augsb. Postztg.) — „Eine geistige Führerin, deren Erscheinen allwöchentlich mit Freuden begrüßt wird — daheim wie im Felde." (Badischer Beobachter.) — „Man findet darin stets Äußerungen zur Aktualität und auch zu denjenigen Angelegenheiten, die zurzeit im Interesse des Burgfriedens von der Tagespresse nur in gedämpftem Ton erörtert werden: Wir meinen die Fragen und Polemiken konfessioneller Natur." (Der Elsässer.) — „Der Reichtum des Inhalts macht es begreiflich, daß alle gebildeten Stände bis in die höchsten Schichten hinauf und gerade die geistig hochstehenden Kreise unserer wichtigsten Berufsklassen Befriedigung an der Zeitschrift finden." (Saarpost.) — „Ein willkommener Wegweiser, ein Ratgeber in den Tagesfragen, der kurz, gediegen und allseitig orientiert." (Rhätische Volksztg., Davos.) — „Jede Nummer hat in Wahrheit eine aktuelle Bedeutung, und wohl kein Leser wird das Blatt aus der Hand legen, ohne sich auf dem einen oder andern Gebiet gründlich orientiert zu haben." (Salzburger Chronik.)

Internat. Leserkreis. — Hohe Feldaufl. — Vorzügl. Insertionsorgan.

Bestellungen auf die „Allgemeine Rundschau" werden jederzeit von allen Postanstalten und Feldpostämtern entgegengenommen.

Bezugspreis Mk. 3.50 vierteljährlich.

Wegen einer kostenfreien Probenummer wende man sich an die
Geschäftsstelle der „A. R." in München,
Galeriestr. 35 a, Gh.

Die Wende

Verlag  Berlin

Die Sünde des Ewigen oder Dies ist mein Leib. Roman von Ernst Schertel. Die Wende / Verlag / Berlin-Wilmersdorf. Einfache Ausgabe Mark 4.50 / Geschenkbund Mark 6.80.

Gegenüber der mechanisch-naturalistischen Lebenshaltung des vergangenen Jahrhunderts gelangt heute mit immer gewaltigeren Stößen eine Weltauffassung zum Durchbruch, die man als »mythisch-symbolhaft« bezeichnen könnte.

So nähert sich der neue Mensch einer Form des Daseins, wie sie den großen Religionen der Vergangenheit zugrunde lag, und was den Mittelpunkt jener alten Kulte ausmachte, das Leibhaftwerden der Gottheit und die Vermischung mit ihr im Opfer, erscheint als Sehnsucht auch heute wieder am flackernden Horizont der nach Verzückung süchtigen Seele.

Furchtbar und umglutet von den Flammengarben des Abgrunds steigt die jenseitige Welt wieder auf, niederreichend, was ihr entgegensteht, wild und gewaltig — Satan näher als dem Gott der Versöhnung und Milde.

Diese neue Ekstase ist es, die in dem Roman »Die Sünde des Ewigen oder Dies ist mein Leib« von Ernst Schertel eine machtvolle Gestaltung gefunden hat.

Leise und dämmerhaft beginnend wie ein schaukelnder Schatten tastet die Handlung durch graue Mansarden, seltsame Prunkhäuser und rauschende Straßen der Großstadt, um sich dann emporzurecken in wahnhaftem Aufriß, hinaus über die Begrenztheit, mit Farben des Grauens und schauervoll rinnenden Blutes, mit Worten, die wie Beschwörungen der Urzeit klingen und dröhnen und stampfen wie die Hämmer der Ewigkeit. Wonnen glänzen kristallen aus lichtstarren geöffneten Himmeln, silberne Leiber steigen nieder aus den Gefilden der Seligen, und Musik versunkener Eden klingt und jubelt wie Harfen einer neu erblühenden Welt. — Und dann sinkt das Ganze zusammen wie ein zerborstener Traum der Offenbarung, Schmerz stöhnt auf um den Tod des Letzten, und Tränen rinnen in grundlose Dunkelheit.

Was den Wert des Buches ausmacht, ist neben dem merkwürdigen, spannungsvollen Aufbau des Geschehens und dem farbengesättigten Stil die Verkörperung jenes Neuen, Bluthaft-Religiösen, das emporgreift zu den Sternen und niedertaucht in das qualmende Brunstmeer des Chaos, um aus Himmel und Hölle den Gott zu zeugen, der seiner Sehnsucht genügt. Umbrandet von Verbrechen schreitet ein Mensch hier durch Nacht und Blut, zittert im Frosthauch tödlicher Einsamkeit und trinkt verzweifelt an den Kelchen der Lust, nur eines suchend, was ihn erlösen könnte: das Bild seiner Seele.

14 sehr eigenartige ganzseitige Federzeichnungen aus der Hand des Verfassers verstärken den mystisch-dämonischen Eindruck des Werkes.

Gesellschaft für christliche Kunst S. m. b. S.
Ausstellung und Verkaufsstelle München, Karlstraße 6

Neue Verzeichnisse mit Bildern:

Nr. 1454.

Galerie der christl. Kunst
 6 S. Folio mit 125 Abb. (25 Pfa.)

Nr. 1459.

Farbige Postkarten
 2 S. Folio mit 45 Abb. (kostenlos)

Nr. 1460.

Plastiken (unserer Verkaufsstelle),
 4 S. Folio mit 61 Abb. (kostenlos)

Nr. 1460 a.

**Kreuzfixe und Weihwasser-
 behälter** (unserer Verkaufsstelle)
 2 Seiten Folio mit 36 Abb. (kostenlos)

Nr. 1461.

Bilder größeren Formates
 für Fronteichnamens-Altäre usw.
 (unserer Verkaufsstelle)
 4 Seiten Folio mit 56 Abbildungen
 (kostenlos)

Nr. 1462.

Kommunionandenken
 Kommuniongeschenke, Beichtandenken,
 Osterarten, gerahmte Kunstblätter,
 4 Seiten Folio mit 42 Abbildungen
 (kostenlos)



Wir bitten um gefällige Mitteilung, für welches
 Verzeichnis Sie besonderes Interesse haben



**PLASTISCHE
 KUNST**

Kunstwerkstätten für Bildhauer- und
 Stuckarbeiten

Alb. Lauer mann G. m. b. H., Detmold
 künstl. Leiter: Prof. Alb. Lauer mann.

Stuccolin:

Durchbrochene Ornamente für
 Decken und Wände nach vor-
 handenen Modellen in künstleri-
 scher Ausführung.

Kunstgewerbliche Gegenstände:

Plastischer Zimmerschmuck in
 Tönung, Figuren, Reliefs, Blumen-
 krippen, Beleuchtungskörper, Bil-
 der- und Spiegelrahmen.

Pietranova:

Kunstkalkstein-Kamine, Heizkör-
 perverkleidungen, Gartenskulp-
 turen, Zierbrunnen, Ausführung
 ganzer Fassaden, Innenausbau,
 künstl. Schaufensterausstattung.

Musterbücher zur Ansicht.

Auserlesene neuere Lyrik aus dem Verlage von L. Staackmann-Leipzig

Willrich Dreesen:

Gedichte	Geb. M. 4.50
Otto Ernst: Gedichte	Geb. M. 3.50
Stimmen des Mittags . . .	Geb. M. 3.50
	Geb. M. 5.—

Max Geisler:

Die neuen Gedichte . . .	Kart. M. 1.—
Das Tristanlied	Geb. M. 4.—
	Geb. M. 5.—
Die Rose von Schottland .	Geb. M. 6.50
Soldatenballaden	Kart. M. 1.—
Gedichte	Kart. M. 1.—

J. K. Singhey:

Balladen und neue Lieder	Geb. M. 2.—
	Geb. M. 3.50

Emil Sadina:

Heimat und Seele	Kart. M. 3.—
Nächte und Sterne	Geb. M. 2.—
	Geb. M. 3.—

R. Hohlbaum:

Deutsche Gedichte	Kart. M. 1.—
M. Luggenberger: Stille der Felder	Kart. M. 1.—

M. De Nora:

Erfüllung	Geb. M. 2.50
	Geb. M. 3.50
Hochsommer	Geb. M. 2.50
	Geb. M. 3.50
Ruhloses Herz	Geb. M. 2.50
	Geb. M. 3.50

P. Hofegger:

Mein Lieb	Originalbd. M. 1.30
---------------------	---------------------

Friedr. Spielhagen:

Gedichte	Geb. M. 3.—
Neue Gedichte	Geb. M. 3.—
	Geb. M. 4.—

Karl S. Strobl:

Eine gute Wehr u. Waffen	Kart. M. 1.—
--------------------------	--------------

Anton Wildgans:

Mittag	Geb. M. 4.—
------------------	-------------

Sonderberichte über die hier genannten Dichter und ihr Gesamtwerk sind
kostenlos zu beziehen durch die Buchhandlungen und vom Verlage

Die Kunst des Schreibens

Eine Prosa-Schule von Dr. Broder Christiansen.

Die klingende Schrift, die sinnenfrische, die eigenbürtige
ist das Ziel. Die Schule gibt Lehre und Übung, Welt und
Seele schauend auszuformen in Bild und Stimmung. Sie
schmeidigt die Phantasie; sie hilft Gedanken zu entlösen
und zwingend zu prägen. Und sie weist den wirksamen
Spannungsbau von Abhandlungen, Erzählungen, Dramen.

12 Briefe in Mappe 25 Mark. Bericht
über Wesen und Wege der Schule 40 Pf.

Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

Hendrik Conscience ausgewählte Werke.

Aus d. Fläm. überf. v. Otto v. Schöning.

1. Band. **Jakob von Briveide.** Histor. Roman. Mit einer Einleit. von Otto v. Schöning. 12°. 604 S. Geb. Mf. 6.—
2. Band. **Der Löwe von Flandern** oder „Die Schlacht der goldenen Sporen“. 12°. 488 Seiten. Gebunden Mf. 3.75
3. Band. **Flämishes Volksteden.** Novell. u. Erzählg. 12°. 468 S. Geb. Mf. 6.—

Söbelenchten.

Novellen und Skizzen von **Anna Richl.**
12°. 544 S. Gebunden Mf. 5.65

Aus den Papieren des Doktors Angelico.

Von **H. P. Baldes.** Autor. Überf. aus d. Spanischen von **Franz Hausmann.** Mit einer biogr. Skizze von **Otto v. Schöning.** Mit Titelfbild. 12°. 490 S. Geb. Mf. 4.75

Carl Madjeras Tagebuchblätter und Briefe.

Von **Wolfgang Madjera.**
Mit 5 Kunstbl. u. 10 Zeichnbl. Gr. 8°. 36 Seiten. In steifem Umschlag Mf. 1.—

Kreuz und Schwert.

Des **Christenlums Kampf und Sieg.**
Von **Dr. Oskar Döring.**

Mit Bildern alter u. neuer Meister. Gr. 8°. 30 Seiten. In steifem Umschlag Mf. 1.25

Von dem gleichen Verfasser ist erschienen:

Die Pflege der kirchl. Kunst.
Hinfe für ihre Beurteilung u. Behandlung. 8°. 132 Seiten. Gebunden Mf. 2.50

Jan Hus und seine Zeit.

Ein Geschichtsbild zur Erinnerung an den 500 jähr. Todestag d. böhm. Reformators, 6. Juli 1915. Von **Otto von Schöning.** Mit 1 Titelfbild. 12°. 272 S. Geb. Mf. 3.75

Verlag von Friedrich Duffet, Regensburg

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

FUNF NEUE BÜCHER

DAS GROSSE LEUCHTEN

ROMAN / VON **JULIANA STOCKHAUSEN**

Geheftet M. 5.— Gebunden M. 6.50

Ein Vergleich mit **Handel-Mazetti** swingt sich einem förmlich auf trotz aller reifen Unabhängigkeit der schaffenden Eigenart. Die zwei Hauptfiguren des Romanes, die stolze, kraftvolle **Gräfin Gervasia** und ihr Widerspiel, der treue, ehrliche, aufrechte **Lehnshofbauer Hempfer** sind wirklich Vollleistungen künstler. Gestaltungskraft.

MARI MADLEN / ROMAN AUS

DER RHÖN / VON **LEO WEISMANTEL**

Geheftet M. 5.— Gebunden M. 6.50

DIE BETTLER DES LIEBEN

GOTTES/ERZÄHLUNG V. **LEO WEISMANTEL**

Geheftet M. 2.50 Gebunden M. 4.—

Eine Rahmenerzählung **Leo Weismantels**, entstanden auf dem Mutterboden der Rhönlandschaft u. ihrer Geschichte, in kleinen, schmucken Bändchen.

JOB, DER FEIGLING U. ANDERE

NOVELLEN / VON **HANS STEIGER**

Geheftet M. 3.50 Gebunden M. 5.—

Steiger versteht es wie nicht viele in seinen Novellen eine prachtvolle Einheitlichkeit der Stimmung zu wahren. Trotzdem verfallt er nicht in eine übermäßige Betonung des Stofflichen, sondern er meistert auch die atemberaubende Spannung mit einer vollkommenen Sicherheit von innen heraus. So im „**Liftboy**“ und in der Titelnovelle selbst.

Der Roman klingt aus in einem hohen Lied auf die Erlösung durch das Leid. **Mari Madlen** ist ein starker Roman, ein wohlgedachtes, ideenreiches und sprachlich echtes Werk, das allenthalben Staub aufwirbeln u. die Meinungen f. u. gegen sich lenken wird.

DIE HEILIGE STADT DER

WÜSTE / VON **C. M. KAUFMANN**

Geheftet M. 15.— Gebunden M. 18.—

Ein Frachtwerk mit überreichem Bilderschmuck, das in fesselnder Darstellung in die Wunder einer längst versunkenen orientalischen Welt einführt.

JOS. KÖSEL'SCHE BUCHHANDLUNG :: KEMPTEN UND MÜNCHEN

Der Ziegelbrenner

ist eine Zeitschrift, die für politisch reife u. denkende Menschen bestimmt ist, die „lesen“ können. Sie erscheint zwanglos und ohne Unterstützung der Tagespresse u. der Zeitungsverfertiger

Ein Probeheft kostet Mk. 1.—

Ziegelbrenner-Verlag München 23/VII

BORROMÄUS-VEREINS-VERLAG/BONN

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Literarischer Ratgeber der Bücherwelt

Des Musterkataloges für kath. Volks- und Jugendbüchereien vierte, stark erweiterte Auflage. 8°.

Herausgegeben von der Redaktion der Bücherwelt.

Preis: ungebunden Mk. 4.—.

Dieser Ratgeber sollte nicht nur zum eisernen Bestande jeder Volksbücherei gehören, sondern auch in der Hand jedes literarisch Interessierten sich befinden.

Hierzu ferner:

Literarischer Ratgeber für Musikfreunde

8°. Herausgegeben von Johannes Cordes, Domvikar und Domorganist.

Preis: ungebunden Mk. 2.—.

Blüten und Früchte * Ein Kindergärtlein

Angelegt von Prof. Dr. R. Bone / Ausgeschmückt von Albert Diemele.
Mit 80 Abbildungen in Farben nach Handmalerei / Gedruckt in
den Graphischen Kunstanstalten F. Brudmann Akt.-Ges., München.

Preis 8 Mark.

Zu Vers und Prosa der Professoren Karl und seines Vaters Heinrich Bone hat Albert Diemele entzückende Kleinbilder geschaffen. An guten Kinderbüchern hat auch ein Erwachsener Freude. Hier ist eins.

Landarabel. Ein Buch deutscher Lieder mit ihren Weisen aus acht Jahrhunderten. Bearbeitet und herausgegeben von Johannes Haxfeld. Textausgabe ohne Noten. Mit 16 Bildern nach Holzschnitten von Augustinus Heumann. Taschenformat (248) kartoniert 45 Pf., im Hundert 40 Pf. Klavierausgabe Größe 4° (XII und 330) geb. Mk. 8.—. Die Ausgabe für Singstimmen und Gitarre ist in Vorbereitung. Landarabel enthält 371 Lieder in 15 Abschnitten (Naturlieder, Wanderlieder, Ständelieder, Gesellschaftslieder, Lustige Lieder, Tanzlieder, Liebesfreude, Liebesleid, Soldatenlieder, Lieder des Weltkriegs, Vaterlandslieder, Balladen und Mären, Abendlieder, Weihnachtslieder, Geistliche Lieder).

M.-Glabbach, Volksvereins-Verlag (Pösch. Cöln 1217).

Die Umschau

Allgemeinverständliche
illustrierte Wochenschrift über
die Fortschritte in

Wissenschaft und Technik

(Herausgeber: Prof. Dr. Bechhold)

Preis vierteljährlich Mark 5.80

Beziehbar durch jede Buchhandlung und
Postanstalt oder vom

Verlag der Umschau
Frankfurt a. M. - Niederrad

Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin

(einschl. Chemie, Elektrotechnik,
Physik, Technologie, Waren-
kunde usw.)

Mit zahlreichen Mitarbeitern
herausgegeben von

Prof. Dr. Bechhold

Preis des 1. Bandes geb. Mark 29.20
(vollständig in 2 Bänden oder
ca. 44 Lieferungen)

Beziehbar durch jede Buchhandlung u. vom

Verlag der Umschau
Frankfurt a. M. - Niederrad

Der geschäftliche Teil des Eichendorff-Kalenders 1919
ist zusammengestellt durch die

Annoncenexpedition

F.C.Mayer

G. m. b. H.

München 2 NW., Keuslinstraße 9

Generalvertreter der bedeutendsten illustrierten Zeit-
schriften, Fachzeitschriften usw.

Zeit, Geld und Mühe



ersparen Sie sich, wenn Sie Ihre Anzeigen unserer
Anzeigenexpedition zur Besorgung überweisen.

Wir übernehmen die Vermittlung

zu Originalpreisen



für fast sämtliche



Zeitungen und Zeitschriften



**Objektive Beratung, fachmännische Aus-
künfte, wirkungsvolle Anzeigenentwürfe**



Täglich u. illustrativ zählt der

„Deutsche Jäger“

zu den

führenden Jagdzeitschriften Deutschlands.

Der „Deutsche Jäger“ vertritt tatkräftig die Jagdinteressen und ist auf dem bedeutungsvollen Gebiet des Jagdsportes ein erfolgreicher Vorkämpfer.

Wichtige und grundlegende Fragen, welche für lange Zeit hinaus für Jagd- und Forstwirtschaft von programmatischer Bedeutung sein werden, harren ihrer Erlebigung und sind zur Entscheidung reif. Jeder wahre Freund des edlen Weidwerks ist an diesen wichtigen Fragen interessiert.

Der „Deutsche Jäger“ hält sie in diesen zeitgemäßen Fragen auf dem laufenden, ist ferner auf allen Gebieten über Jagd, Forstwirtschaft, Schießwesen, jagdliche Hundezucht und Fischerei ein getreuer Ratgeber und vermittelt gebiegene und interessante Jagdliteratur. — Der Bilderschmuck ist vorbildlich; jedes Vierteljahr bringt mindestens eine wertvolle Kunstbeilage.

Jedes Postamt nimmt Bestellungen auf die älteste deutsche und

größte süddeutsche Fachzeitschrift

für Jagd, Forstwirtschaft, Schießwesen, jagdliche Hundezucht und Fischerei (Postzeitungsliste 380) entgegen für Mk. 3.60 pro Vierteljahr bzw. Mk. 1.20 pro Monat oder Mk. 14.40 für ein Jahr (Kreuzband- und Feldpostbestellungen sind direkt an den Verlag zu richten unter gleichzeitiger Einsendung v. Mk. 4.50 f. d. Vierteljahr)

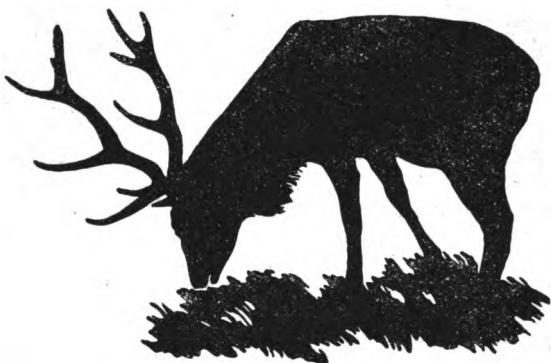
Für jagdliche, forstwirtschaftliche und kynologische Anzeigen ist der „Deutsche Jäger“ ein unentbehrliches, wirkungsvolles Anzeigenblatt. Wir verweisen besonders auf den umfangreichen Hundemarkt.

Verlag „Der Deutsche Jäger“
München 2 NW. (F. C. Mayer, G. m. b. H.) Reuslinstr. 9

In unserem Verlage ist erschienen:

„Deutscher Jäger“ = Kalender 1919

Ein praktischer, handlicher und illustrierter Weidmanns-Kalender
zusammengestellt von W. Merk-Buchberg, München. Umfang über 280 S.



Inhalt:

- | | | |
|---|---|---|
| 1. Kalendarium mit Weisprüchen von Artur Schubart. | } | Streckenberichte, jagdliche Kosten, Berechnungsweise usw. |
| 2. Vormerkkalender. | | 6. Schön- u. Schutzzeiten für ganz Deutschland, übersichtlich zusammengestellt. |
| 3. Monatliches Abschußverzeichnis mit Abschlußlisten. | | 7. Fischereikalender von Artur Schubart. |
| 4. Jagdliche Anweisung für jeden Monat. | | 8. Kulturanweisungen mit Rücksicht auf Hege und Jagd. |
| 5. Verzeichnisse betr. Jagdeinladung, | | 9. Notizkalender u. a. m. |

Anschließend ein reichhaltiger, interessanter Leseteil:

Da ist unser Artur Schubart mit seinen Weisprüchen, mit einer stimmungsvollen Erzählung aus den Tagen des Frühlings und mit einer berechtigenden Studie über Mißverständnisse gegenüber unseren Fischen. Ottomar von Holzhausen berichtet über Entenjagd und -Hege, R. Forstmeister A. v. Br. unterweist den Jäger in der Verbesserung der Schießergebnisse, in der Eingatterungsfrage und hinsichtlich der zu wählenden Holzarten bei der Jagdhütte. Viktor Ritter von Tschusi zu Schmidhoffen belehrt über die Veringung im Dienste der jagdlichen Vogelkunde. Zahnarzt Werner Paradies bietet eine in die Tiefe gehende Studie über Fang- und Zahnpflege des Hundes usw.

Preis (dauerhaft gebunden) nur Mk. 4.— zuzügl. Versandkostenpesen.

Zu beziehen durch alle besseren Buchhandlungen oder direkt durch den
Verlag „Der Deutsche Jäger“, München 2 NW.

F. C. Mayer, G. m. b. H., Reuslinstraße 9.

Deutsch-Irische Gesellschaft E. V.

Vorstand:

Komm.-Rat Dr. Karl Goldschmidt (Essen), Se. Exz. Staatsmin.
Frhr. v. Schorlemer-Lieser, M. d. H., Graf Westarp, M. d. R.

Geschäftsstelle:

Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 94 (Tel.: Uhland 7402).

Im Auftrage der Deutsch-Irischen Gesellschaft wird von
GEORGES CHATTERTON-HILL die Zeitschrift

„IRISCHE BLÄTTER“

herausgegeben. — Die „Irischen Blätter“ stehen als Zeitschrift in ihrer Art einzig in der deutschen Sprache da. Sie bezwecken, das deutsch-lesende Publikum mit der Vergangenheit, der Gegenwart u. den Zukunftsmöglichkeiten Irlands und der irischen Nation bekannt zu machen. Wer d. „Irischen Blätter“ regelmäßig bezieht, besitzt ein volkstümliches *Archivum Hibernicum*, wie es nirgend sonst in deutscher Sprache zu erhalten ist.

Die berufensten Federn - u. a. Paul Maria Baumgarten, Kuno Meyer, Julius Pokorny, P. Lehmacher S. J., Ernst Schultze - stehen den „Irischen Blättern“ regelmäßig zur Verfügung.


Ebenso wie die wunderbaren Naturschönheiten des Grünen Eilandes nur Wenigen bekannt sind, haben nur Wenige eine Ahnung von den Schätzen, welche die irische Literatur in sich birgt. Nur Wenige ahnen etwas von der Vollendung, zu der die Iren es fast auf allen Kulturgebieten vor der Eroberung der Insel durch England im 16. und 17. Jahrhundert brachten. Nur Wenige wissen von den wirtschaftlichen Reichtümern, die Irland, das fruchtbarste Land Europas, aufzuweisen hat.

Irland bildet den Grundstein der englischen Weltmacht

Wer die politische, strategische, wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung Irlands verstehen will, der lese die „Irischen Blätter“. Die „Irischen Blätter“ werden allen Mitgliedern der Deutsch-Irischen Gesellschaft kostenlos geliefert. Wegen Aufnahmebedingungen wende man sich an die Geschäftsstelle (s. oben). Für Nichtmitglieder sind die „Irischen Blätter“ durch den

Verlag Karl Curtius, Berlin W. 35

zu beziehen.



St. Blasien
südl. bad.
Schwarzwald

Hotel u. Kurhaus St. Blasien

im südlichen badischen Schwarzwald, 800 m ü. M. Sommerfrische. Kuraufenthalt für Ruhe- u. Erholungsuchende. Familien- u. Kurhotel ersten Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Größte Behaglichkeit. Jagd. Fischerei. Tennis. Luftbäder. Diätkuren. Anstalt f. physikalische Heilmittel. Ausgedehnte Spazierwege i. Tannenhochwäldern.

Sanatorium Luisenheim

für Nerven- und innere Kranke.

Alle einschlägigen Kurmittel. — Diätkuren. — Terrainkuren.

In beiden Häusern infektiös Erkrankte ausgeschlossen. Das ganze Jahr offen.

Kgl. Bad Nenndorf

bei Hannover

Stärkste Schwefelquelle Deutschlands.
Während des Krieges das ganze Jahr geöffnet.

Hauptkurzeit 1. Mai bis 30. September.

Schwefel-Schlambäder. — Schwefel-
und Solbäder. — Inhalationen. — Zandersaal.

Ausgezeichnete Erfolge bei Gicht, Rheumatismus,
Ictias, Hautkrankheiten und Frauenkrankheiten.

Näheres durch die Kgl. Badeverwaltung

**Wer etwas Lustiges
lesen will**

verlange stets die

Meggendorfer-Blätter

* * Zeitschrift für Humor und Kunst * *

Ein Teil der Auflage erscheint auch unter dem Titel
„Der Guckkasten“

Abonnementspreis ohne Porto Mk. 3.50 vierteljährlich
Preis der einzelnen Nummer 40 Pfg.

Verlag der Meggendorfer-Blätter, München

Perussstraße 5

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig

Als neuestes Werk des bekannten
Dichters Hans Freiherrn
von Hammerstein empfehlen wir:

Walburga

Eine deutsche Legende
Gebunden Mk. 1.50

Mit sicherem Griff hat der in den harten Kriegsjahren ausgereifte Dichter seinen Stoff aus der deutschen Vorgeschichte, der Zeit des verdämmernenden Heidentums herausgegriffen und in den Mittelpunkt einen trohigen, im alten Götterglauben verharrenden Stammesfürsten gestellt, in dem unsere Zeit das Urbild des geraden, hochgesinnten Deutschen, wie ihn Tacitus gezeichnet hat, erkennen wird.

Früher erschien von demselben
Verfasser

• Februar •

Roman. 8. bis 10. Tausend.
Gebunden 5 Mark.

Serner empfehlen wir:

Martin Greif Gedichte

Mit einem Bildnis des Dichters
nach Hans Thoma. 8. u. 9. Aufl.
In Leinenband 5 Mark.
Liebhaber-Ausgabe auf Dünndruck-
papier. In seinem Lederbd. 9 Mark.

Kataloge und Prospekte auf Verlangen kostenfrei vom Verlag.

Verlag Pörrcus & Co., München, Pilotstraße 7.

In unserem Verlage erschien:

Romantische Bücherei

Jedes Bändchen im Umfange von 5–9 Bogen,
elegant kartoniert in ansehnlichem Taschenformat, mit
Buchschmuck und Umschlagszeichnung,

Preis M. 3.—.

Bisher gelangte zur Ausgabe:

Bd. I. **Eichendorff-Brevier**. Ausgewählt, eingeleitet
und herausgegeben von Dr. Elias Solkiewer.

Bd. II. **Clemens Brentano, Chronika eines
fahrenden Schülers**. Mit Bildern von
E. von Steinle und J. M. Beckert.

Das Werk ist das unsterbliche Vorbild aller chronikalischen Novellen.

Bd. III. **Woldemar Nürnbergger (Solitaire), Ein
Tag in der Waldschmiede**.

Es dürfte unter den deutschen Dichtern kaum einen zweiten geben,
in welchem das faustische Element mit so ergreifender Innerlichkeit und
in so lebensvollen, farbensatten Gebilden zur Erscheinung kommt.

Bd. IV. **Horst Wolfram Geißler, Der Zauber-
lehrling**.

Der Verfasser entwirft ein amüsantes Bild aus dem Zeitalter und
der Umwelt Cagliostro's.

Bd. V. **Gerhard Branca, Die Zwölf Apostel-
Legende**.

Diese legendenhafte Liebesmär aus Hirschberg in Schlessien entzückt
in gleichem Maße auch das Auge des Kunstfreundes, da Hubert Wilm
einen ganzen Bilderzyklus beigefeuert hat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom
Verlag Pörrcus & Co., München, Pilotstraße 7.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Rudolf Presber

Dreitlang

Ein Buch Gedichte

4. Auflage * Heftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Und all' die Kränze . . .

Gedichte

2. Auflage * Heftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Aus dem Lande der Liebe

Gedichte

9. u. 10. Aufl. * Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50

Media in vita

Gedichte

6. Auflage * Heftet M. 3.—, gebunden M. 4.50

Spuren im Sande

Neue Gedichte

3. Auflage * Heftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Aus Traum und Tanz

3. Auflage * Karton. M. 4.—, gebunden M. 5.—

In unserem Verlage ist erschienen:

Frau Nada's Pelz

und andere orientalische Jagdgeschichten
von **Dr. Penzoldt, Aleppo**

Titelbild von Professor Ludwig Hohlwein, München.

Preis broch. Mk. 2.—

Kurze, spannende und sehr interessante gediegene Erzählungen, nicht nur für den Weidmann bestimmt. Dr. Penzoldt, seit Jahren als deutscher Stabsarzt in Aleppo tätig, schildert in unübertrefflicher Weise seine Jagderlebnisse und vermittelt uns ein wirkungsvolles Bild von orientalischen Jagdsitten und Gebräuchen.

Durch Buchhandlungen oder direkt zu beziehen durch
**S. C. Maier, G. m. b. H., Abteilung: Verlag
„Der Deutsche Jäger“ München NW 15, Keuslinstr. 9.**

Verlag Parcus & Co., München, Pilotystr. 7

Vorzugsdrucke des Eichendorff-Bundes

Bisher erschienen:

- | | |
|---|--|
| 1. Hans Thoma „Die Gralsburg“
(Dreißig Exemplare, vom Meister selbst
handschriftlich gezeichnet, werden nur
an Mitglieder des Eichendorff-Bundes
geliefert) Preis M. 20.— | 4. Jos. M. Bedert v. Franl
„Brüderlein und Schwesterlein“ |
| 2. Matthäus Schiefl „Die Blaue Blume“
(Vierfarbendruck) | 5. Raffael „Dante“ (Kopf aus Raffaele
DiSpua) (Vierfarbendruck) |
| 3. Franz Murr „Der Graf von Habsburg“ | 6. Matthäus Schiefl „Weihnacht“
(Vierfarbendruck) |
| | 7. Rolf von Hoerschelmann „Hubertus“
(farbiger Offsetdruck) |

Jedes Bild aufgezogen auf Büttenkarton im Formate von ca. 35×50 cm

Preis jedes Blatt in Umschlag für Mitglieder des Eichendorff-Bundes in einfarbiger Ausführung Mark 1.50, in mehrfarbiger Ausführung Mark 2.50; für Nichtmitglieder im Buch- und Kunsthandel Mark 2.— und 3.—

Schriftsteller! Komponisten!

Bühnenerwerke, Erzählungen, Märchen, Gedichte, wissenschaftliche Arbeiten, sowie neue Kompositionen übernimmt

Verlag Aurora, Dresden — Weinböhla.

Verlag Arcus & Co., München

Im Strom

Erzählung von Erwin Gruhn

Dritte bis fünfte Auflage

Broschürt Mark 3.—, gebunden Mark 4.—

„Eine der entzückendsten idyllischen Dichtungen, der „Taugenichts“ unserer Zeit. Ein Buch, lebenswert wie wenige. Merken wir uns diesen jungen Dichter“ so urteilt Hans von Weber im „Zwiebsfleisch“ über diese Erzählung.

Ich habe meine Freude daran und wünsche dem lieben kleinen Buch einen guten Weg. Hermann Hesse.

... Das Werk eines jungen Autors, Erwin Gruhn, möchte ich, seiner innigen, reinen Stimmung willen empfehlen. „Im Strom“ spielt auf dem Lande, atmet des Segens. Das Glück naturvollen Lebens, nach dem wir alle Heimweh haben, und Licht und Schatten junger Liebe huschen wechselnd in die Erzählung hinein.

Johannes Höffner im „Dabeim“.

4. bis 7. Auflage soeben erschienen

Sonnseitige Menschen

Roman von Hans Schrott-Fiechtl

8° (390 S.) M. 6.40; in Halbfeinwand M. 7.60

„Hier weht die warmherzige, aber auch kräftige Luft der Tiroler Berge. Auch einmal etwas kerniges Osterreichertum neben dem schwachen und weichlichen Wienerertum. Schrott-Fiechtl steht jenseits der Ästhetenkunst niederösterreichischer Prägung. Sein Werk weist noch Ursprünglichkeit, Frische, Keimheit und Schönheit auf. Ihm geht es nicht, um ausgekülligte Raffinesse, sondern um das ewig große, wahre Menschentum. Diesmal spitzt sich seine Erzählung in die gegeneinander gerichteten Schärfe zu: Industrie und Bauerntum. Auf das Land kommt der Industriearbeiter. Er steht sofort im Gegenatz zu den Eingeborenen. Das Problem des Zusammenlebens bewegt die Gemüter. Es wird von der Hauptfigur des Romans praktisch gelöst. Nach Schrott-Fiechtl liegt der Schlüssel darin, daß der Industriearbeiter seßhaft gemacht werden muß. Er wird dann Bruder des Bauern. Und seine Söhne wachsen zu gesunden, kräftigen Arbeitern heran, die das Werk der Eltern aufnehmen und fortführen. Wenn nun auch die Lösung nicht ganz so einfach ist, so gibt sie doch einen gangbaren Weg an. Allerdings werden solche ‚sonnseitigen Menschen‘, wie sie von der Zentralfigur dargestellt werden, die Umwandlung erleichtern. Aber derartigen Veranlagungen ebnet sich just alles. — Trozdem wird gerade diese Schöpfung vielen Lesern innige Freude bereiten. Der herzliche Ton, der über dem Ganzen liegt, macht einen vorzüglichsten Reiz des Romans aus. Die Figuren sind lebendig gezeichnet, die einzelnen Begegnungen mit sicherem Geschick herausgearbeitet. Ein herzerquickendes, gutes Buch.“ (Die Post, Berlin 1918, Nr. 6.)

Verlag von Herder zu Freiburg im Breisgau - Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Alexander Grübel, Berlin S2

Verlag

Burgstraße 28

Sortiment

Aus stürmischer Zeit Des Deutschen Vaterland

Ein Soldatenleben
vor hundert Jahren

Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des weiland kurhessischen Stabskapitän im Leibdragoner-Regiment
L. W. v. Conrady

Herausgegeben von
Oberstleutnant W. v. Conrady
Preis Mark 8 50

Deutschland in landschaftlicher, geschichtlicher, industrieller und kulturgeschichtlicher Hinsicht unter besonderer Berücksichtigung des Volkstums

Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben von
Hermann Müller-Sohn

Mit Originalzeichnungen und Kopfstichen von Franz Claffen und Georg Eichbaum, Federzeichnungen von F. Fennel, einem Gemälde von A. Hellarwe, farbenphot. Aufnahmen von S. Hiltenbrand u. nahezu 1000 Abbild., davon 12 Dreifarbenstafeln, 8 Duplexstafeln und 16 Doppeltontafeln
Bei Teilszahlung Mark 55.— für zwei stattliche, geschmackvoll und dauerhaft gebundene Quarzbände von etwa 1400 S.

Bei Barzahlung 5% Rabatt

Münchner Neueste Nachrichten



Die große politische
Süddeutsche Zeitung

Sehr erfolgreiches Anzeigenblatt

Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer & m. b. S., Annoncenexpedition, München, Neußstr. 9
Druck: Dr. Wildsch's Buchdruckerei Gebr. Parrus, München. Verlag: Parrus & Co. München.

9890459575868



9890459575868

PT 1856 75 E5 v.1919

Kirchen-Kalender
für Protestanten

Gichen

Januar

Feb

1	Donnerstag	Neujahr, Jesus
2	Freitag	Abel, Seth
3	Samstag	Enoch
4	Sonntag	3. n. Neuj., Isab.
5	Montag	Simeon
6	Dienstag	Erschein. Christi
7	Mittwoch	Raimund
8	Donnerstag	Erhard
9	Freitag	Martialis
10	Samstag	Paul, Eins.
11	Sonntag	1. n. Ep., Math.
12	Montag	Reinhold
13	Dienstag	Hilarius
14	Mittwoch	Felig
15	Donnerstag	Maurus
16	Freitag	Marcellus
17	Samstag	Anton
18	Sonntag	2. n. Ep.
19	Montag	Sara
20	Dienstag	Fabi
21	Mittwoch	Ma
22	Donnerstag	W
23	Freitag	
24	Samstag	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Samstag	

1	Sonntag
2	Montag
3	Dienstag
4	Mittwoch
5	Donnerstag
6	Freitag
7	Sonntag
8	Montag
9	Dienstag

89045957586



b89045957586a